

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 36.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 22. September 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

Sehr glücklich.

Ein Familienbild von Ida Boy-Ed.

Nachdruck verboten.

Seine Familie hatte diese Heirat nicht gern gesehen. Man fand, daß er eine ganz andere Partie habe machen können, er, mit seinen Talenten, seiner Liebenswürdigkeit und seiner Schönheit. Aber nicht allein seine Persönlichkeit als solche berechtigte ihn zu großen Ansprüchen, auch seine Familie durfte sich das Anrecht auf eine Verschwägerung mit ganz anderen und höherstehenden Leuten zuerkennen, als die Familie der Erwählten war.

Besonders hatte die Mutter von Philipp einen schweren Kampf in ihrer Seele durchzumachen. Sie hatte so viel Hohes und Schönes, so viel Reiches und Großes für ihn erträumt, und nun machte er eine Heirat, welche man im besten Fall als eine „anständige“ bezeichnen konnte. Aber Philipp etwas abzuschlagen, war sie niemals imstande gewesen. Er konnte so reizend, so ganz unwiderstehlich bitten. Und er schwor seiner Mama, daß er in Regina verliebt sei und niemals eine andere als sie heiraten wolle. Die Mama konnte es zwar nicht begreifen, wenn sie an all die schönen und vornehmen Damen dachte, welche ihrem Liebling nachgestellt hatten und denen gegenüber er keineswegs immer ein Josef

geblieben war. Philipp vertraute seiner Mama, welche er völlig als seine Freundin betrachtete, so ziemlich alles an. Und wenn diese kleinen Geändnisse einmal etwas Unerlaubtes betrafen, sagte die Mama „aber Philipp“ und freute sich im Herzen der Unwiderstehlichkeit ihres Sohnes und war stolz auf seine Erfolge.

Ja, ganz heimlich konnte sie sich einer Art dankbaren Wohlwollens nicht erwehren für die Frau, welche gerade das „Glück“ ihres Sohnes ausmachte. Vielleicht spielte, ihr selbst unbewußt, auch das Gefühl hinein, daß dies Tändeln bald mit dieser, bald mit jener ihn verhindere, sich für immer einer zu ergeben, und deshalb war sie eben „dieser“ und „jener“ dankbar.

Daß aber Philipp gerade von Jna für immer gefangen genommen werden sollte, war eine Sache, welche sie nur mühsam begriff. Indessen war es zu natürlich, daß sie sich sofort und ganz als Mitkämpferin zu Philipps Sache schlug, sobald diese vom Vater ebenfalls angefeindet wurde.

Warum sollte Philipp nicht heiraten? Weil sein Amt ihm noch recht wenig einbrachte? Bah, er konnte aus seiner Stellung als Assessor aufrücken, er konnte Landrat werden oder Konsul im Ausland, und die Eltern konnten ihm eine größere Zulage geben. Und warum sollte er gerade Jna nicht heiraten? Da ward es ja klar, welch einen edlen und

selbstlosen Charakter Philipp besaß. Er wählte nicht aus Eitelkeit und nicht aus Berechnung, er wählte nach dem Herzen. Denn daß er mindestens eine Gräfin mit einer Million bekommen haben würde, war außer Zweifel. Er aber nahm die liebliche, kleine Regina mit dem verhältnismäßig nur bescheidenen Vermögen.

Und der Vater, dem es im Grunde sehr willkommen war, den Sohn in ein solides Eheleben einlenken zu sehen, gab willig nach.

Merkwürdigerweise war auch Reginas Familie sehr gegen diese Heirat, welche man durchaus nicht als Ehre ansah. Oder vielmehr, es war nicht merkwürdig, denn jeder Mensch sieht sich selbst für wichtiger an, als seinen Nebenmann im Dasein. Das mag ein Ueberbleibsel der Anschauung aus Kindertagen sein; jedes Kind hält seine Eltern — natürlich immer innerhalb ihrer Gesellschaftsphäre — für die klügsten, besten, vornehmsten; sein Elternhaus für das an Behagen reichste. Kinder prahlen einander immer an mit dem, was sie zu Hause haben. Diese im Kind so rührende Ueberhebung und stolze Zufriedenheit läßt im reifen Menschen die Spur, daß er gern nach außen für die Seinen aufpocht.

Reginas Familie hegte eine starke Meinung von ihrer Bedeutung. Der Vater hatte seinen großen Landsitz gut verkauft und lebte als Rentier in der Großstadt; er lebte gut



Herbstmorgen. Gemälde von Adolf Chamn.

und gebiegen, wie jemand, der es von klein an gewohnt ist und nicht ängstlich die Groschen zu zählen hat. Jedes von seinen Kindern sollte einmal nahezu hunderttausend Mark erben, und seine Töchter konnten wählen, wen sie wollten. Ja, das konnten sie, denn hübsch waren sie obendrein, besonders die blonde, goldäugige Regina.

Daß die Jna nun gerade ihr Herz an den Philipp hängte, war sehr unverständlich. Ein Assessor, der kaum sein Taschengeld hatte und mehr vom Verfertigen als von den Kameralwissenschaften verstand! Ein verzärteltes Mutterhöhnchen, den die Frauen verdorben hatten, weil sie ihm so nachliefen! Eine solche Verbindung konnte man nie und nimmer zugeben! Es war entschieden nur Eitelkeit von Reginen, den Vielumworbenen just für sich haben zu wollen.

Aber Regina ließ sich das nicht einreden, daß ihre Liebe Eitelkeit sein solle, und sagte, daß sie lieber sterben als entsagen wolle. Und da hieß es denn nachgeben, denn gegen Philipps Familie, die durchaus anständig, wenn auch ganz ungerechtfertigterweise sehr aufgeblasen war, ließ sich am Ende nichts sagen, und was die Ernährungsfrage anlangte, so hatte man es ja, Gott Lob! Und die kleine Regina sollte darum nicht entsagen, noch auf des Vaters Tod warten, sondern der Vater legte fünfzigtausend Mark in besten Staatspapieren auf den Tisch. Die besten Staatspapiere geben nicht immer die höchsten Zinsen, und Regina hatte durch dieselben zweitausend Mark Nadelgeld. Das übrige, meinte ihr Vater, müsse von Philipps Seite geschehen.

Und bei der Hochzeit saß dann Reginas Vater mit dem breiten Selbstgefühl eines holsteinischen Großgrundbesitzers neben der fein und liebenswürdig lächelnden Mutter Philipps. Sie lächelte wie jemand, der sich selbst zu bezwingen gewußt hat, und dachte, diese Bereitwilligkeit, eine Regina als Schwiegertochter aufzunehmen, hätte man mit etwas mehr pekuniärer Freigebigkeit jenerseits beantworten können. Der Brautvater hingegen sah im Geist immer die fünfzigtausend Mark vor seiner Tochter liegen und wartete immer vergebens auf ein Wort des Dankes für seine Noblesse. Denn wer hätte gleich den Assessor so als Schwiegervater angenommen! Sein Schwiegervater selig zum wenigsten hatte dazumal gefragt, ob er denn auch ein Weib ernähren könne.

So feierten beide Familien, jede voll Selbstgefühl, die Hochzeit, und die Mutter dachte: „Wenn sie nur für meinen Philipp genügt!“ und der Vater dachte: „Wenn meine Regina nicht doch verblendet gewesen ist.“

Das Brautpaar selbst schien völlig nur mit sich beschäftigt. Wenigstens Philipp sah und dachte nichts, als die schlanke, liebliche Gestalt, welche nun sein eigen war.

Regina hob ihr sanftes Gesicht mit den hellbraunen Augen, in deren Iris Goldpünktchen flimmerten, und sah in die festen Züge und die sammelbunten Augen des Geliebten.

„Philipp,“ sagte sie leise, „wir haben sozusagen die Verpflichtung gegen unsere Familien, sehr glücklich zu werden.“

„Eine süße Verpflichtung,“ lächelte er, „welcher wir ohne Mühe von selbst nachkommen, wenn wir unserer Liebe leben.“

Das schien denn auch in der That in den ersten Monden so. Die beiden Familien, welche in der gleichen Stadt wohnten, konnten bei ihren häufigen Besuchen — sie kamen im Grunde immer nur, um „nachzusehen“ — immer ein strahlendes Glück beobachten.

„Ich kann es garnicht begreifen,“ sagte Philipps Mutter, welche eine grausame Naivität haben konnte, „daß Philipp zufrieden ist. Ich bin sehr glücklich, denn ich hatte schon gefürchtet, daß du ihm nicht genügen würdest.“

Nur in einem schien Regine ihn nicht so zu verstehen. Er machte reizende Verse, das war gewiß. Allein sie erschienen Jna doch nicht so bedeutend, um vielleicht eine ganze Karriere auf dies Talent gründen zu können. Denn dazu hatte Philipp Lust, er versuchte den Altentstaus und wollte lieber ganz seiner Muse leben. Da mußte es ihn denn tief verstimmen, wenn Regine abredele.

Sie dachte nur an das schöne Geld und daß er in absehbarer Zeit doch eine einträgliche Stellung bekommen müsse. Freilich, darin hatte sie ja recht, das Leben war zu zweien verewünscht viel teurer, als er sich's vorgestellt.

Aber zum Glück hatte Regine von ihrer reichen Aussteuer her Wäsche und Kleider und alles, was eine Frau braucht, so reichlich, daß sie ihr ganzes Nadelgeld Philipp aufstecken konnte.

Er war so gerührt davon. Er sagte es allen Leuten, daß seine Frau ein Engel sei. Auch war sie garnicht eifersüchtig und ließ ihn in die Welt gehen, soviel er wollte, als ihr erstes Kind kam. Sie wartete ihres Töchterleins.

Philipps gute Mama war in tausend Sorgen, ob er auch des Kindes wegen vernachlässigt würde und ob das Kindergeschrei ihn auch nicht störe und ob die Kosten, die ein Kind mache, sein Behagen auch nicht beeinträchtigen.

Nichts von alledem. Regine wußte sich einzurichten. Sie arbeitete eben selbst recht viel, daß oft der junge Rücken weh that. Und sie nahm keinen besonderen Diensthofen für das Kind an.

Natürlich konnte sie nicht ausgehen bei diesen Zuständen. Aber sie machte sich auch nichts daraus, wirklich nicht. Philipps Mama stellte ihr vor, daß sie — Regina — auch kein Recht habe, der Individualität des Gatten Gewalt anzuthun. Denn Philipps ganze Beanlagung weise auf frohen Lebensgenuß, auf Geselligkeit; er müsse seine heitere Seele widerspiegeln in den lachenden Augen anderer Menschen. Es war so unnötig, ihr das vorzustellen, denn sie sah es von selbst ein, und sie war auch zu Hause so sehr glücklich.

Ja, sehr glücklich.

Wohl rollten manchmal die Thränen über die zarten Wangen, wenn Regine noch spät saß, die Stirn gebeugt, die Hände bei einer Näharbeit.

Aber dann kam Philipp heim, glücklich, lachend, mit allerlei Scherzen und brachte blendendes Licht in die Nacht.

Er war dann auch allemal über sich selbst gerührt und darüber, daß er diese kleine seelensgute Frau immer noch so lieb habe und daß er immer so reizend mit ihr war.

„Bin ich nicht dein gutes Männchen?“ fragte er zärtlich, „hast du je ein hartes Wort von mir gehört? Ich habe einen Riesenschatz von Liebe in meinem Herzen.“

Ja, den hatte er, aber er gab ihn auch in lauter kleiner Münze aus. Niemals in einem großen, vollen Goldstück.

Aber vielleicht bestrickte er dadurch täglich von neuem das Herz seiner Frau. Wer kann ergründen, von welcher Nahrung die Wunderblume einer Frauenliebe Säfte zum ewigen Blühen ersaugt?

Philipp blieb immer der zartbesorgte Kavalier, als welchen Regina ihn zuerst kennen gelernt. Er sah ihr die kleinen Wünsche an den Augen ab, er fragte täglich nach ihrem Befinden, ging nicht an ihr vorüber, ohne ihr das blonde Haar zu streicheln, er ließ sich nie bei Tische in üblen Launen gehen, sondern plauderte mit ihr wie mit den Damen in der Gesellschaft. Er hatte das ihm tief innewohnende Bedürfnis, sich immer angenehm zu machen.

„Ich glaube, du weißt garnicht, wie glücklich du als Philipps Gattin bist,“ sagte seine Mutter manchmal.

„O doch, ich bin sehr glücklich.“

Aber das Glück ist doch wie eine Medaille, die eine Rehrseite hat. Es bringt so maßlos viel Arbeit und Sorgen, wenn man es sich lebendig und glänzend blank erhalten will.

Besonders, als erst das zweite und dritte Kind da war und Philipp immer noch bloß Assessorgehalt bekam. Freilich schwor er, den Staatsdienst zu verlassen, wenn er Neujahr nicht befördert würde. Wahrscheinlich, damit er gehe, wurde er nicht befördert, und nun war Philipp Assessor a. D.

Um diese Zeit starb Philipps Vater, aber zunächst erbte nicht der Sohn, sondern die Gattin diesen. Die gute Mama vergrößerte gern Philipps Zulage und sorgte in jeder Weise für ihn. Seine lang aufgesummten hohen Schneiderrechnungen bezahlte sie und ermöglichte ihm freigebig, daß er sein Gesellschaftsleben elegant führen konnte.

Allmählich war es fast vergessen worden, daß er überhaupt eine Frau hatte. Diese hielt sich auch wirklich zu schlecht.

„Ich weiß nicht, Regina,“ sagte seine Mutter, „wenn du mit Philipp spazieren gehst, muß er sich beinahe genieren, so ärmlich kleidest du dich.“

Regina wurde dunkelrot. Die Kinder kosteten so viel, und Philipp liebte einen guten Tisch.

Die Mama schenkte ihr am andern Tage ein neues Kleid, damit sie nicht neben Philipp peinlich auffalle.

Es giebt Geschenke, die wie ein Schlag ins Gesicht schmerzen. Regina weinte auf dies Kleid.

Da wurde der liebenswürdige Philipp beinahe böse; wie war es nur möglich, eine Gabe seiner angebeteten Mama so aufzunehmen. Es war von der lieben, alten Frau doch gewiß verzeihlich, daß sie manchmal noch daran denke, wie es für Philipp vielleicht klüger gewesen, eine glänzende Partie zu machen. Und was Reginas Eltern beträfe, so könnten sie auch gern etwas mehr für ihre Tochter und ihre Enkel thun.

„Meine Eltern haben sechs Kinder, und sie haben jedem das gleiche gegeben wie mir. Die andere Hälfte ihres Vermögens brauchen sie doch selbst,“ sprach Regina und schämte sich halbtot, daß sie nicht mehr Geld habe.

„Nah, was brauchen die alten Leute viel,“ meinte Philipp, „aber weine doch nicht, liebes Herz. Komm, gib mir einen Kuß. Du weißt, ich bin viel zu nobel, um zu rechnen.“

Wenn Jna doch einen Menschen gehabt hätte, um von ihrer Angst zu reden. Die Sorgen um die Zukunft erdrückten sie fast.

Ja, der Mutter, der ängstlichen, unselbständigen Mutter hätte sie schon ihr Herz ausschütten können, aber diese sagte alles dem Vater wieder. Und wenn der so liebevoll und befehlshaberisch zugleich vor ihr stand und fragte: „Bist du glücklich?“ dann ging doch nichts anderes von ihren Lippen, als das Wort: „Sehr.“

Philipp gab nach langjährigem Bedenken einen Band Gedichte heraus, welche, da er als „lieber Kerl“ in der ganzen Stadt bekannt war und da die Verse sich in der That auch durch spielende Anmut und liebenswürdige Drolerie auszeichneten, einen großen Lokalerfolg hatten. Durch den freundwilligen Eifer eines nach der Hauptstadt korrespondierenden Litteraten klang der Erfolg sogar in den Spalten von zwei großen Zeitungen der Residenz wieder.

Philipp strahlte und fragte Regina jeden Tag, ob sie denn nicht unbändig stolz auf ihren Gatten sei. Nun hatte er aber noch mehr Pflicht und Veranlassung, sich der Welt zu zeigen.

Seine Mutter, die noch immer eine stattliche und lebhaftige Dame war, begann ihrem Sohne zuliebe einen festen Empfangsabend anzusetzen, und diesen gelegentlich zu besuchen konnte Regina sich nicht veragen. Die Kinder waren nun aus dem Größten, Philipp glücklicher und jugendlicher als je, und ganz schüchtern regte sich in Regina der Wunsch, auch einen Versuch zum Aufatmen zu machen.

Aber sie fühlte sich so wie ein Eindringling in dem laut-fröhlichen Kreis. Sie saß da und staunte sich und staunte Philipp an. Er war noch so geschmeidig von Ge-

stalt, noch so keck von Angesicht und noch so voll dunkler Schwärmerie im Auge wie einst. Und sie, Regina, saß hier, eine Frau schon an der Jugendgrenze, früh verblüht und sehr müde. Wie ein Traum, dämmerig, voll unklarer Zeitfernen, schwamm etwas Ungewisses zwischen ihnen — ein Gefühl, nicht mit einem Wort zu bezeichnen, erfaßte Regina, ihr schien, als fänke sie in einem Nebel schwindelnd abgrundwärts, fern, fern von Philipp.

Es war eine glänzende Frau in diesem Kreise, sehr schön, sehr bewußt ihrer Schönheit und sehr diktorisch. Man sagte Reginen, daß dies eine große Schauspielerin sei, welche hier ein längeres Gastspiel ausführe. Regina konnte sich nachmals diese Frau nie ganz genau vorstellen, es blieb ihr nur ein allgemeines Bild von Leppigkeit, Puder, entblößtem Nacken und viel schwarzen Locken, hoch auf dem Scheitel von Rosen gehalten.

Philipp war sehr dringlich und zugleich so unbefangen wie im Recht der Selbstverständlichkeit um diese Frau beschäftigt. Regina war nicht eifersüchtig, es that ihr garnicht wehe. Es langweilte sie alles, wie ein schales Komödienpiel. Es war nur wie ein Verwundern in ihr, warum es wohl Philipp der Mühe wert sei, seine Liebenswürdigkeit so an alle diese Leute zu verzetteln. Aber freilich, seine Liebenswürdigkeit, das war sozusagen sein Metier.

Regina setzte sich in das Kabinett ihrer Schwiegermutter und wartete, reuevoll, daß sie überhaupt hergekommen sei, auf das Ende der Gesellschaft. Da saß sie hinter aufgestapelten Theetassen und geschichteten Tellern, denn das Kabinett wurde als Servierraum benutzt.

Mit einemmal hörte sie die tiefe dramatische Stimme der Künstlerin und sah ein Stück Arm und eine Gewandsfalte von der neben dem Kabinetteingang Stehenden. Philipp war neben ihr, aber man sah ihn nicht.

„Armer Freund,“ sagte sie, „wie kommen Sie, der frohe, glänzende Jüngling zu einer solchen Frau?“

„Meine Frau ist ein Engel und die Selbstlosigkeit in Person,“ antwortete Philipp und küßte ihr innig die Hand.

„Und dabei sehen Sie mir zärtlich in die Augen,“ lachte die Künstlerin. „Also Ihre Frau ist ein Engel? Meinnetwegen. Aber das müssen Sie mir schon verzeihen, sie hat so etwas an sich, das an verblichene und zerknitterte Stoffe erinnert.“

„Ich verbitte mir solche Worte,“ sagte Philipp lachend, „ich lasse auf meine vortreffliche kleine Frau nichts kommen.“

„Nun denn adieu, gehen Sie rasch, rasch zu ihr, wenn Sie so verliebt in sie sind.“

„Aber Aglaja!“ rief er in leidenschaftlichem Ungestüm, „zur Eifersucht auf dies arme Herzchen haben Sie wahrhaftig keinen Grund. Ich nehme eben als Kavalier immer die Partei der Unterdrückten. Es ist nun doch einmal meine Frau.“

„Wie kamen Sie zu ihr?“ fragte die dramatische Stimme, in einem Tonfall, als wenn sie Nebensächlichstes berührte.

„Mein Gott, wie man zum Heiraten kommt: man ist jung, sehr verliebt, das Mädchen ist aus guter Familie und nur durch Heirat zu haben, man bildet sich ein, die oder keine, und heiratet. Voilà tout. Aber als gebildeter Mensch sucht man sich möglichst zurechtzufinden, Ehen voll Rank und Streit sind schrecklich, ich darf sagen, daß unsere Ehe sehr taktvoll ist.“

(Schluß folgt.)

Makulatur.

Eine zeitgemäße Betrachtung von Herman Seyffert.

Nachdruck verboten.

Wären die Pessimisten sagen, was sie wollen, ich glaube steif und fest an eine gute alte Zeit, wo Urgroßvater und Urgroßmutter noch lebten und als einfache, biedere Bürgerleute in Bibel und Gesangbuch lasen, und wenn sie einmal profane Lektüre treiben wollten, nach dem guten, freundlichen Kalender griffen, der seinen Ehrenplatz am Nagel neben dem Spiegel hatte. Allerdings gab es damals auch noch andere Leute und auch viele andere Bücher, als die geheiligten drei, und unter ihnen gewiß auch manches feste „Schelmenbüchlein, gedruckt auf Kosten guter Freunde“, aber der Rest war doch, was man mit dem wohlverstandenen Ausdruck „Litteratur“ bezeichnen darf. Sogenannte „Makulatur“ gab's damals noch nicht! Ich frage die Pessimisten, war jene gute, alte Zeit nicht eine goldene?

Der Verleger jener Zeit hieß Cotta, und wenn außer ihm noch einige andere existierten, so war das für sie kein Unglück — ihre Buchführung war so einfach, wie die Bilanzen des „Haben“ hundert und tausendfach genullt. Schiller, Goethe und die anderen — sie schrieben; Cotta und die anderen — sie acceptierten, druckten und verkauften, es war ein glattes Geschäft, und wenn sie trotzdem zuweilen etwas an den Manuskripten auszufehen hatten, so geschah das nur in Erfüllung der Wahrheit: wo keine Sorgen sind, da macht man welche. Als Makulatur wanderte nicht ein Feszen in den Ortus des Papierkorbes, im Gegenteil: noch heute sind die Originalausgaben als Seltenheiten gesucht und werden mit Summen bezahlt, für die unsere Geistesheroen sich fürstliche Landhäuser hätten kaufen können. Eine solche Litteratur war über jede Kritik erhaben, und wenn auch minderwertige Scribler daneben ihre Gemeinde hatten, so stieg doch die Weisheitssäule der echten Apostel allerorten kerngerade zum Olymp empor. Lessing, der Kritiker der guten, alten Zeit, hatte Besseres zu thun, als seine braven Brüder in Apoll zu loben, er führte den sieghaften Federkrieg gegen die Ausländer, gegen die Eindringlinge fremder Litteratur und gegen die Fremdherrschaft der Franzosen. In gewissem Sinne kann er deshalb als ein Ritter Georg bezeichnet werden, der den allerdings nur papiernen Drachen der Makulatur im Reime ertötete. Wenn aber auch Lessing nicht existiert hätte, Makulatur im modernen Sinne des Wortes hätte es damals nicht gegeben.

Heute aber haben wir sie, und ich behaupte, wenn auch nicht mit statistischem Beweismaterial, daß die Papierfabrikation die blühendste ist, relativ und absolut. Man hat die Zeitalter nach Stoffen benannt: das steinerne, das bronzene, das goldene und das silberne — das unrige könnte sachgemäß das papierne benannt werden, und man könnte sich fast zu der Annahme verleiten lassen, daß der strafende Herrgott der wiederum im tiefsten Sündenpfehl stekenden Menschheit eine neue Sündflut senden, daß er uns mit Makulatur überschwemmen wolle! In der That, wenn das so weiter geht mit dem Papierverbrauch zu Druckzwecken, wie es seit einem Dezennium begonnen, so haben wir in hundert Jahren die zweite ungeheure Weltkatastrophe, bei der es keine Arche Noah, keinen Berg Ararat und keine Friedenstaube geben wird.

Wer nicht Litterat, Buchhändler oder Verleger ist, wird meine Befürchtung für übertrieben halten, aber sie ist nicht einmal eine satirische Hyperbel. Ein einfaches Rechenexempel beweist das, noch einfacher aber ein Blick auf die Jahrgänge des Kürschnerischen Litteraturkalenders. Von Jahr zu Jahr wurde der Band dicklicher, und der neueste ist bereits ein solches Riesentier, daß er, wenn er nach zwanzig Jahren entsprechend weiter gewachsen sein wird, vielleicht unserm Berliner Abreißbuche an Korpusgröße gleichkommt. Ungefähr 24 000 Namen sind in dem neuesten Jahrgange verzeichnet, deren Träger das Handwerk der Schriftstellerei betreiben. Hinter Spielhagen steht Spielmann, hinter Heiberg — Heichen, hinter Wilhelm Jordan — Joseffy, Jost, Jostes. Wer kennt diese drei? Niemand! Aber ich wette, alle diese Leute haben Schränke voll Manuskripte, Gedichte, Trauerspiele, Romane, Novellen, Epen, Balladen, vielleicht gar, wenn sie Lehrer sind, pädagogische Elaborate. Tagtäglich werden durchschnittlich vier Schriftsteller geboren! „Aber das ist doch gar nichts!“ höre ich da eine Stimme. „Verehrte Leserin,“ muß ich erwidern, „bedenken Sie doch, daß Schriftsteller keine Schuster oder Schneider sind! Solche ehrlichen Bürgerseute haben ihren Beruf, um ihre Mitmenschen weislich zu versorgen und ihren eigenen leiblichen Kindern das tägliche Brot geben zu können. Die Schriftsteller aber von eigenen Gnaben arbeiten in den blauen Dunst hinein und sind darauf angewiesen, sich von ihren Geisteskindern ernähren zu lassen, wofür sie nicht nur nebenbei ihr Handwerk oder als gesicherte Rentiers die Federführung als Sport betreiben. Mit der ersten dieser drei Gattungen will ich's noch halten, schon aus Mitleid, denn es giebt nichts Trostloseres in der Litteraturzunft, als einen Berufsschriftsteller, der sein Handwerk nicht versteht, entweder weil er's nicht gelernt hat, oder weil ihn die Natur nicht begnadete. Ueber die beiden anderen Gattungen aber könnte ich einen fürchterlichen Fluch ausstoßen, denn sie sind es, die uns die schreckliche Papierflut bringen! Da sie Geld genug haben, ihren Körper zur Ausdauer zu stählen und einen Ueberfluß von Zeit, um von morgens, wenn die Hähne krähen, bis zur Nacht, wenn die Wächter patrouillieren, schreiben oder gar diktieren zu können, so stellen sie fast alle Woche ein dickeres Opus fertig, das sie, wenn sich nicht gleich ein Verleger dafür findet, schnurstracks auf eigene Kosten drucken lassen — ihre Mittel erlauben ihnen ja das! Wenn sie nun wenigstens so maßvoll wären, nur einige hundert Exemplare abzuziehen zu lassen für die guten Freunde, Bekannten und alten Tanten, welche die Zeit gar nicht erwarten können, bis sie das unsterbliche Werk des großen Genius gedruckt sehen, dann wollte ich noch nichts sagen, aber da läßt so ein Geistesheros die Druckwalze gleich zwanzig-, dreißigtausendmal im schnellsten Tempo rotieren, und kein Prachtband ist ihm schön genug. Makulatur!

Die Augen laufen einem über, wenn man nur an die Millionen Ries Papier denkt, welche täglich allein für die Zeitungen verbraucht werden. Der Postzeitungskatalog, der also nur ein Verzeichnis der in der Welt vorhandenen Ephemeren giebt, ist ein großer Folioband; nun sind aber die Tagesblätter, selbst die obkursten, keineswegs so niedrig, wie der Lippische Reichsanzeiger — sie bestehen bekanntlich aus dem eigentlichen Hauptblatt und den üblichen Beiblättern, die an Sonn- und Festtagen oft gar nicht zu übersehen sind. Für den Zeitungsbesitzer sind diese vielen anzeigenbesetzten Bogen allerdings ein festes Ackerland, für alle übrige Welt aber — Makulatur! Manche hauptstädtische Blätter erscheinen täglich in drei Ausgaben. Ich habe mir einmal das Monatsarchiv einer solchen Zeitungsfirma angesehen — mir schwindelte; ich bekam einen Begriff von der Unendlichkeit der Materie.

Könnte Schiller, Goethe, Lessing einmal dieses fabelhafte Zeitungswesen sehen, ich glaube, sie würden ihre Räuber, ihren Faust, ihren Nathan in die Tasche stecken und denken: ein andermal, wenn wir wieder geboren werden! Heutzutage laufen die Schiller, Goethe, Lessing, Wieland, Herder schock- und großweilig auf der Straße herum, die Taschen vollgepropft mit Manuskripten und Manuskriptchen, und übertreffen jene Geistesahnen durch den Vorzug, schon bei Lebzeiten die Unsterblichkeit errungen zu haben; die Kellame besorgt ja das so pünktlich!

Die Dichter der guten, alten Zeit huldigten dem Makrokosmos, sie betrachteten die Milliarden Dinge und Erscheinungen der Welt im Brennpunkt des Idealen, sie zogen den Staub ins Erhabene, hinauf zu dem göttlichen Polar-Dreigestirn des Schönen, Guten und Wahren, unsere heutigen „Dichter“ machen es umgekehrt — sie huldigen dem Mikrokosmos, der Welt, die da kriecht und liegt; sie verfolgen das Rinnjal mit der Lupe und vierteilen das Atom noch mit dem Verstande, wo die Natur selbst nicht weiter kann. Sie ziehen das Erhabene in den Staub, und jedes Teilchen ist ihre Welt, die sie erforschen und auf der sie tausend bizarre Wunder entdecken und sich nicht enthalten können, sie in irgend einem Poem, einer gelehrten Abhandlung oder sonst einer passenden Form nach allen Richtungen der Windrose zu verlinken.

So sind viele gelehrte Jahrbücher nichts weiter, als Makulatur! Die That, die Geschicklichkeit, der geniale Blick, die kühne Erfindung und der geistige Horizont machen den großen Mann — alles andere ist Klügelei, Lüstelei. Die wahrhaft berühmten Ärzte, seien sie es nun als Chirurgen, Operateure, Diagnostiker oder Pathologen, sie waren es handelnd, nicht redend. Edison würde im Leben nicht seinen Phonographen infolge dialektischer, in Jahrbüchern gedruckter Thesen erfinden haben, und alle philosophische, philologische, mathematische Disciplin der modernen Zeit ist Bedanterie, Kleinträmerei, Kleinträmerei gegen die Geistesgaben eines Plato, Aristoteles, Kant, Fichte, eines Herder, Descartes, Humboldt, Darwin, Max Müller u. a. Was diese Erleuchteten geschrieben, wird nun und nimmermehr Makulaturwert bekommen — ja,

wenn sie auch ihre Werke mit manns hohen Lettern auf Marmor tafeln hätten verewigen müssen, das Material wäre nicht zu kostbar gewesen. Ihre Epigonen aber leisten an Quantität, was ihnen an Qualität abgeht, sie wirtschaften nicht mit dem imponderabilen, raumlosen Geist, sondern mit riesigen Papierballen, Centnern von Federn und Hektolitern von Tinte! Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man Gutenbergs Erfindung zum Teufel wünschen, wenn mir der arme Teufel selbst nicht wieder leid thäte.

Wird je die Menschheit in eine Epoche gelangen, wo es keine Bücher giebt, weil die Wesen dort schon alles wissen, wo es keine Zeitungen giebt, weil es infolge des allgemeinen Völkerfriedens keine Politik giebt, wo keine dickbändige Romane geschrieben werden, weil dort ein jeder ganz genau weiß, was seine lieben Mitmenschen denken und thun?

Wie betäubend, daß solches Paradies auf Erden bisher nicht vorhanden ist, und nur die stille Hoffnung, daß die Kunst des Gedankenlesens keine mythische bleibt, sondern vielleicht noch dereinst durch einen sinnreichen Apparat dem dümmsten Jungen geläufig wird, kann uns hin und wieder noch einmal ein erleichterndes Atmen verschaffen, denn dann wird's aus sein mit dem Fabulieren, aus mit dem Konjizieren, Politisieren und Kritizieren. Die Menschen durchschauen dann gegenseitig ihre schwarzen Seelen und legen beschämt die Federn aus der Hand — alle Tinte trocken ein, die Druckwalzen rosten, und die unbedruckten Ballen Papier vermodern im Lagerraum.

Wer ist der Erfinder, der zum Heil der Menschheit einen solchen mechanischen, unfehlbaren Gedankenlese-Apparat konstruiert und damit nicht allein die Makulatur aus der Welt schafft, nein, die zweite große Sündflut vereitelt und das Problem des allgemeinen Völkerfriedens löst?

Das hat Zeit bis morgen.

Nachdruck verboten.

„Adressatin ist verstorben,“ lautete der Postvermerk auf einem als unbestellbar zurückgekommenen Brief, der Adelheid Klefeker eben eingehändig worden war. Mit erschrockenem Gesichtsausdruck starrte sie auf die wenigen Worte, Thränen traten ihr in die blauen Augen, dann eilte sie zur Mutter.

„Johanne ist gestorben,“ brachte sie mühsam hervor. „Ich weiß es bereits,“ antwortete Frau Klefeker, auf einen andern Brief deutend, den sie geöffnet in der Hand hielt. „Ihr Mann zeigt mir durch diese Zeilen den Tod seiner Frau an. Lies, was er schreibt!“ und sie reichte der Tochter das Blatt.

„Wäre der Brief des gnädigen Fräuleins, der nun als unbestellbar zurückgehen muß, doch um ein paar Stunden früher eingetroffen, er hätte ihr gewiß noch eine große Freude bereitet, denn sie hat ein paarmal gefragt, ob Adelheidchen denn nicht geschrieben,“ las sie, und laut aufweisend rief sie aus: „O Mutter, Mutter, warum habe ich es nicht gethan, warum habe ich der guten Johanne diese letzte Freude nicht bereitet!“

Frau Klefeker blickte die Tochter ernst und traurig an. „Ich mahnte dich, es zu thun, aber —“

„Ich sagte, es habe Zeit bis morgen!“ fiel Adelheid ein; ihr Kopf senkte sich tiefer, reichlicher flossen ihre Thränen. Die verstorbene Johanne war die Frau eines kleinen Handwerkers gewesen, der in einer ganz kleinen Stadt, einige Meilen entfernt von dem schönen Landjög wohnte, auf welchem Adelheid mit ihren Eltern die Sommermonate verlebte. Vor ihrer Verheiratung hatte sie mehrere Jahre im Klefekerschen Hause gedient, war Adelheids Wärterin gewesen und hing mit rührender Treue an ihrer ehemaligen Herrschaft und besonders an dem jungen Mädchen, dessen erste Lebensjahre sie behütet, das sie sorgsam und gewissenhaft in allen Kinderkrankheiten gepflegt hatte.

Und diese gute Johanna hatte nun schon seit Monaten an einer zehrenden Krankheit hoffnungslos danieder gelegen. Frau Klefeker hatte ihr Ertrickungen geschickt, sie hatte sie auch mit Adelheid besucht und für ihre Pflege gesorgt, und sie hielt die Tochter dazu an, daß sie fleißig an sie schrieb, wohl wissend, daß Briefe ihres Lieblings eine große Erquickung für die Kranke waren. Adelheid war auch stets willig dazu gewesen, sie hatte ja die gute Johanne selbst sehr lieb. Als aber die Mutter vor ein paar Tagen an den Brief für Johanne erinnert, da hatte sie sich gerade mit Freunden, die in der Nähe wohnten, zu einer Partie Lawn tennies verabredet gehabt und im Forteil heiter und sorglos gerufen: „O, Mütterchen, das hat wohl Zeit bis morgen!“

Am nächsten Vormittage war der Brief geschrieben und zur Post gegeben worden, aber — er hatte nicht Zeit gehabt bis morgen. Uneröffnet, so wie sie ihn abgeschickt, war er an die Schreiberin zurückgekommen; die Hand derjenigen, für welche sie ihn bestimmt, hatte ihn nicht mehr zu öffnen vermocht, das Auge, das sich an diesen Schriftzügen erfreuen sollte, war geschlossen für immer.

„Adressatin ist verstorben.“ Die rote Tinte, mit der die Worte geschrieben waren, dünkte Adelheid Blut oder Feuer zu sein, um ihr den Vorwurf recht eindringlich zu machen.

„Sie hat sich nach einem Briefe von mir gesehnt, und ich habe ihr die Freude nicht gemacht! Wie schlecht von mir!“ schluchzte Adelheid.

Frau Klefeker schwieg. Sie hielt es für angezeigt, mit keinem Worte einzugreifen, was sie auch hätte sagen mögen, kein Vorwurf konnte tiefer, eindringlicher sein als der, welchen das gutgeartete Mädchen sich selbst machte.

„Ich konnte ja nicht denken, daß Johanne so bald schon sterben würde!“ fuhr Adelheid fort, „man glaubte, die Krankheit würde sich noch Monate hinziehen können; hätte ich gewußt —“

„So würdest du vorigen Montag nicht Lawn tennies gespielt, sondern den Brief geschrieben haben,“ fiel, als Adelheid stockte, nun die Mutter ein. „Das brauchst du mir, das brauchst du auch dir selbst nicht zu verschern, jeder Zweifel daran ist als unserer unwürdig ausgeschloffen, aber eben weil wir nicht wissen können, weil wir nicht Herr des nächsten Tages, ja der nächsten Stunde sind, sollten wir eingedenk des Schiller'schen Verses sein: Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“

„Ich habe diesen Vers immer mehr auf den Genuß bezogen,“ gestand Adelheid treuherzig.

„Dafür bist du ein Kind deiner Zeit,“ erwiderte Frau Klefeker, „die heutige Jugend verschiebt nicht leicht ein Vergnügen, handelt es sich aber um die Erfüllung einer Pflicht, so heißt es nur gar zu gern: „Das hat Zeit bis morgen.“

„Sollte das wirklich nur die heutige Jugend und die Jugend überhaupt nur thun? Liegt die Neigung zu zögern und aufzuschieben nicht überhaupt in der menschlichen Natur begründet?“

„Kleine Philosophin!“ scherzte die Mutter, „ich — o weh, was ist das?“ unterbrach sie sich plötzlich, „wo sind meine schönen Fürsiche geblieben?“

Mutter und Tochter hatten sich in dem in der bunten Farbenpracht des beginnenden Herbstes prangenden Garten getroffen und waren im Eifer des Gespräches einen Weg hinaufgegangen, der sie zu einem Spalier führte, an welchem Trauben und Fürsiche gezogen wurden. Noch am gestrigen Tage hatte sich Frau Klefeker an dem Anblick der letztern erfreut und dem Gärtner gesagt, sie glaube, es sei Zeit, sie abzunehmen, und heute waren sie verschwunden. Betroffen stand der schnell herbeigerufene Gärtner, ein alter Mann, vor dem leeren Spalier, das in der Nacht durch eine diebische Hand seiner köstlichen Last entkleidet worden war. „Dort über das Stadtchen sind die Halunken gekommen!“ rief er, mit den Händen durch das graue Haar fahrend, „wer hätte sich denn dergleichen versehen! Hätte ich die Früchte doch gestern abgenommen, als die gnädige Frau davon sprach, aber es gab gerade anderes zu thun, und ich dachte . . .“

„Das habe Zeit bis morgen!“ fiel Adelheid beinahe triumphierend ein.

„Wie so wissen das gnädige Fräulein das?“ fragte der alte Mann beinahe erschrocken.

„O, ich weiß, daß man das gewöhnlich gedacht hat, wenn ein Unfall geschieht,“ antwortete das junge Mädchen, und eifrig stimmte der Gärtner bei: „Ja, ja, Fräulein Adelheidchen, da haben Sie ganz recht, drüben der Bervalterin ist gestern der jüngste Knabe in den Bach gefallen und bei einem Haare ertrunken. Sie hatte schon tags zuvor ihren Mann darauf aufmerksam gemacht, daß an dem Geländer Sprossen schadhaft wären, die ausgebessert werden müßten, der hatte aber gemeint, so ängstlich sei das noch nicht, das habe Zeit bis morgen. Nun hat er den Jungen mit genauer Not aus dem Wasser geholt und den Schaden schleunigst ausgebessert, denn wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu.“

„Gott sei Dank, daß das Sprichwort in diesem Falle nicht ganz zutrifft,“ erwiderte Frau Klefeker und eilte mit ihrer Tochter dem Hause zu, um ihrem Gatten die Vorgänge des Vormittags zu berichten.

Mit allen Zeichen des Anmutes auf dem Gesichte kam ihr diese entgegen und rief, ehe sie noch zu sprechen vermochte: „Wie ärgerlich, Dornier ist nicht mehr zu Hause. Hätte ich nur einen Tag früher angefragt.“

„Ja, warum thatest du's denn nicht?“

„Weiß ich selber nicht, ich glaube, ich war gerade zu bequem dazu und dachte . . .“

„Das habe Zeit bis morgen! Siehst du, Mama, auch der Papa!“ rief Adelheid lachend.

Seine Frau erzählte ihm jetzt die Veranlassung zu der ein wenig unehrerbietigen Aeußerung des Tochterchens, und er setzte lächelnd, indem er ihr liebevollend mit der Hand über das blonde Haar strich: „Ei, das gefällt der Kleinen, den Vater zum Mitgenossen ihrer Schuld zu haben; aber laßt uns jetzt zum Frühstück gehen, ich muß gethesen, ich habe einen Hunger, der mich sicher angesichts der Mahlzeit nicht sprechen läßt: „Das hat Zeit bis morgen.““

Vater, Mutter und Tochter nahmen auf der Veranda Platz, wo der Frühstückstisch einladend gedeckt und mit allerlei guten Sachen besetzt war. Herr Klefeker griff tapfer zu und ließ es sich trefflich munden, dennoch gingen seine Augen suchend umher, es schien ihm etwas zu fehlen, und endlich wandte er sich mit der direkten Frage an seine Frau: „Wo bleiben denn die Dornereise, liebe Therese? Ich dachte, du würdest sie uns schon gestern aufstücken, es sind die letzten in diesem Jahre, da übermorgen die Monate mit dem r beginnen.“

Frau Klefeker wurde verlegen. „Die Krebsse,“ sagte sie, „ja sieh, lieber Fritz, wir hatten gestern so vielerlei, da schien es mir besser, sie für heute aufzuheben, ich glaube, sie würden sich halten, und nun sind sie nicht mehr genießbar.“

„Das hat Zeit bis morgen!“ rief Herr Klefeker laut lachend, „also auch du, mein Brutus!“

„Ich that es doch aber als gute Hausfrau, um eine bessere Einteilung zu machen,“ verteidigte sich Frau Klefeker.

„O, Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren,“ neckte ihr Gatte, „der Ursachen sind viele, die Wirkung bleibt immer die gleiche. Unsere arme Kleine da schrieb ihren Brief nicht zur rechten Zeit, weil sie ein Vergnügen vorhatte, ich unterließ es infolge augenblicklicher Trägheit, der Gärtner nahm die Fürsiche nicht ab, weil er anderweitig beschäftigt war, beim Bervalter unterließ die Ausbesserung des Geländers aus Nachlässigkeit, und du hast die Krebsse aus Sparsamkeit eingebüßt. Ein Freund von mir ging einer einträglichen Stelle verlustig, weil er den Besuch bei einem einflußreichen Mann um einen Tag verschoben hatte, da sein Schneider, der den neuen Frack dazu liefern sollte, gemeint hatte: „Das hat Zeit bis morgen,“ ich konnte freilich einen andern, dem dadurch das Leben gerettet worden war.“

„Wie so?“ fragten Mutter und Tochter.

„Er traf nach der Abfahrt eines Schiffes, mit dem er eigentlich hatte segeln wollen, in Hamburg ein und erfuhr später, daß es mit Mann und Maus untergegangen war. Ja ja! Es hat eben alles seine verschiedenen Seiten,“ schloß Herr Klefeker heiter, dann wandte er sich an seine Tochter und fuhr ernst fort: „Du hast heute eine Lehre erhalten, die du so leicht nicht wieder vergessen wirst, liebe Adelheid, ich glaube kaum, daß es bei dir noch der Ermahnung bedarf, nie wieder auf morgen zu verschieben, was du heute thun kannst, ganz besonders dann nicht, wenn es sich darum handelt, Freude oder Wohlthaten zu spenden, notwendige Arbeiten zu verrichten, Schädliches zu entfernen, Pflichten zu erfüllen. Nimm dir auch ein Beispiel an deiner Mutter und entziehe dir nicht erlaubte und berechtigte Genüsse aus übergroßer Sorge für die Zukunft. Hat dich aber jemand beleidigt oder gekränkt, bist du im Zorn, wandelt dich die Neigung an, Rache zu nehmen, willst du eine Ausgabe machen, die für deine Verhältnisse eine große ist, dann sage lieber: „Das hat Zeit bis morgen.““

Paula von Hohensfels.

Eine gefeierte Liedersängerin.

Nachdruck verboten.

Soweit die Civilisation reicht, in wieviel verschiednen Zungen auch gesprochen wird, giebt es eine Sprache, von jedermann verstanden — die Musik. Von allen Künsten diejenige, die am meisten rührt, entzündet und erhebt. Wohl ihnen, den bevorzugten Jüngern und Jüngerinnen dieser Kunst, die imstande sind, den Menschen das himmlische Feuer der Begeisterung in die Brust zu pflanzen. Viele sind berufen, wenige auserwählt. Unter den Auserwählten nimmt Amalie Joachim, deren Porträt wir in unserer heutigen Nummer bringen, einen ersten Platz ein.

Amalie Schneeweiß, geb. 10. Mai 1839 zu Marburg in Steiermark, betrat zuerst unter dem Namen Amalie Weiß in Hermannstadt die Bühne. Nach kurzem Engagement daselbst ging sie nach Wien an das Kärntnertheater, wo man sie bald zu den besten Bühnenaltdistinnen zählte, 1862 erhielt sie einen Ruf an die Hofoper nach Hannover, wo seit 1854 Josef Joachim als Konzertmeister wirkte, damals schon in der musikalischen Welt als einer der hervorragendsten Violinvirtuosen bekannt. Im Jahre 1863 vermählte sich Amalie Weiß mit diesem Künstler, der sich seit 1866 in Berlin niedergelassen hatte und hier im J. 1869 mit dem Titel eines königlichen Professors zum Direktor der neu gegründeten Fachschule für Musik ernannt wurde.

Amalie Joachim hatte der Bühne damit entsagt und widmete sich von nun an lediglich dem Konzertgesang. Ihr Ruf als Lied- und Oratoriensängerin ist kaum geringer, als der ihres Gatten als Violinvirtuose, besonders hat sie als Schumann- und Schubert-Sängerin Unerreichtes geleistet. Durch sie wurde der Oratoriengesang, weltlichen wie geistigen Inhalts, reformiert. Sie brach mit dem Herkömmlichen; bis dahin waren tempi und Ausdruck der geistlichen Oratorien nach einem Schema behandelt worden, das oft ermüdend und langweilig auf die Zuhörer wirkte. Frau Joachim aber wußte die Matheuspassion, den Messias, Elias und viele andere be-



Frau Amalie Joachim.

deutende Musikdramen dem Verständnis des Publikums näher zu bringen, den Geschmack zu bilden, den Wunsch nach guter Musik rege zu erhalten, und so wurden bald sämtliche Werke von Händel, Bach, Haydn, Mendelssohn und auch die der lebenden Komponisten neu zum Vortrag gebracht. Eine Aufführung des Herakles von Händel, die in der Singakademie im J. 1873 durch die Hochschule unter Leitung Josef Joachims und unter Mitwirkung der Frau Joachim in der Hauptpartie (Dejanira) stattfand, machte so großes Aufsehen, daß auf Wunsch unseres damaligen Kronprinzen, des verstorbenen Kaisers Friedrich, eine Wiederholung im Weißen Saale des königl. Schlosses zu Berlin veranstaltet wurde. Der Hof, der greise Kaiser Wilhelm, seine erlauchte Gemahlin und sämtliche Angehörige des königlichen Hauses wohnten der Aufführung bei. Auch später waren die Konzerte der Frau Joachim vom Kaiser- und Kronprinzenpaar oftmals besucht.

Als Liedersängerin steht Amalie Joachim in der That bisher unerreicht da. Die Verbindung des Wortes mit dem Ton, ohne daß eins durch das andere leidet, die erhabene Einfachheit im Vortrag, die edle Klangfarbe des wundervollen Organs, alles wirkt zusammen, um ihre Leistung als muster-giltig zu bezeichnen. Wer je von ihr den Cyklus der „Müllerlieder“ oder den der „Winterreise“ gehört hat, dem wird es unvergeßlich bleiben, wie sie uns von Stimmung zu Stimmung zu führen versteht, wie wir den Müllerburchen durch Freud und Leid bis zum Tod, den Wanderer in der Winterreise bis zur Verzweiflung und Wahnsinn begleiten. Und wie wunderbar ergreift diese Sängerin unsere Seele durch den Vortrag eines Kinderliedes von Schumann oder Brahms „Guten Abend, gute Nacht“, immer leiser wird ihr Gesang, als ob sie fürchte, das schon halbeingeschlafene Kind mit zu lauten Tönen wieder zu erwecken. Wer ist imstande, die tausend wechselnden Stimmungen zu schildern, die uns bei ihrem Gesang beherrschen, den Zauber der Stimme wiedergeben, die uns unsagbar rührt. Doch unvergessen lebt es in unserm Innern fort, und dankbar neigen wir uns vor der Künstlerin, die solche Empfindungen durch ihre Kunst in uns wachgerufen. f. h.

Herbst.

Aus den „Mädchenliedern“ von G. Geibel.

Nich. Winger.

Gesang. *Sehr innig. p* *pp* *p* *mf*

Gute Nacht, mein Herz, und schlumm're ein! In die - sen Herb - stes - ta - - gen Oh - ne Blu - men und Son - nen - schein,

Piano. *Sehr innig. p* *pp* *p* *mf*

Was willst du schla - gen? Dein Schmerz ist aus, dein' Lust ist tot, Ver - weht sind Lenz und Lie - der, Der Lie - be Rös - lein

p *p* *pp* *mf* *p* *etwas bewegter*

f *a tempo* *p* *mf* *rascher* *rit.*

pur - pur - rot Blüht nim - mer, nim - mer wie = = der. Ein - gend zog er ins Land hin - ein, Der fal - sche, lie - be Kna - be - Und

f *a tempo* *mf* *f* *p*

mf *p* *a tempo.* *p* *pp* *pp*

du und du? Im stil - len, stil - len Gra - be - Schla - fe mein Herz, mein Herz, schlaf ein.

mf *p* *a tempo.* *p* *pp* *pp* *Fine.*



Brautshau in Ungarn. Gemälde von Bihari Sándor.

Reisebekanntschaften.

Von D. Duncker.

Nachdruck verboten.

Mar!

„Was giebt's, Kind?“ Er war so eifrig in einen kunstvollen Bauplan vertieft, daß er nicht einmal aufblickte.

„Mar, ich muß dich einmal stören.“

„Das ist mir sehr unangenehm, liebe Grete, du weißt, die Arbeit drängt.“ Und er zeichnete ruhig weiter.

„Ja, aber Mar, wenn ich dir sage, ich muß dich stören, so wird es doch wohl sehr was Wichtiges sein. Bist du gar nicht ein bißchen neugierig, Schatz?“

„Keine Spur.“ Er sah noch immer nicht von seiner Arbeit auf. Aber nun mußte er wohl, denn Frau Grete verlor ihre niemals auf sehr starken Füßen stehende Geduld, legte die Arme um seinen Hals, bog seinen Kopf nach rückwärts und hielt ihm ein beschriebenes Briefblatt dicht vor die Nase.

„Da,“ sagte sie lakonisch, „lies, wenn du mir nicht glaubst, daß es etwas Wichtiges ist. Aber nein, das dauert mir zu lange.“ — und sie hatte den Brief schon wieder beim Wickel — „denke dir, wie reizend, Wenzels kommen morgen früh an; sie sind wirklich noch in Kopenhagen gewesen und wollen nun ein bis zwei Tage auf der Durchreise mit uns verleben. Ist das nicht reizend?“

„Reizend,“ wiederholte der Baumeister trocken, und schob sein Reißbrett resigniert in den Hintergrund seines Arbeitstisches. „Gott, aber Mar, du freust dich ja gar nicht — so nette Reisebekannte, mit denen man drei Wochen lang von früh bis spät zusammen war! Wie ich das finde! Du hast doch in Warnemünde jeden Morgen einen Frühkaffee mit Herrn Wenzel getrunken!“

„Ja, in Warnemünde.“

„Und jeden Nachmittag, den Gott werden ließ, deine Regelpartie gemacht!“

„Ja, in Warnemünde.“

„Und warst unzertrennlich von ihm bis in die späte Nacht hinein beim Stat!“

„Ja, in Warnemünde.“

Frau Grete schallte zu den Achseln. Gewiß hatte er wieder den Kopf mit einer seiner gräßlichen Arbeiten voll. Eine Renaissance-Villa mit einem gotischen Pferdestall oder umgekehrt, irgend so was würde es wohl wieder sein, sonst wäre sein Benehmen ja geradezu unbegreiflich. Er that ja gerade, als ob sie alle durch den Ortswechsel andere Menschen geworden wären, Menschen, die einander absolut nichts mehr angingen. Na, wenn die lieben Freunde nur erst da wären, würde er schon ein anderes Gesicht zu dem Besuch machen. Nein, wie sie sich freute! Drei Wochen im Bade zusammen, da wird man intimer befreundet, als ob man sich in Berlin seit ebenso viel Jahren kennt! Sie mußte sich noch einmal überzeugen, ob Wenzels auch wirklich und wahrhaftig morgen kämen, oder ob sie sich in ihrer Freude etwa im Tage geirrt hatte. Nein, es stimmte alles.

„Du, Mar.“

Er hatte sein Reißbrett wieder ein wenig in den Vordergrund geschoben. „Hm —“

„Nein, wie nett, das sehe ich eben erst, hier steht's in der Nachschrift: „Sie werden sich freuen zu hören, daß der junge Munkel mit demselben Zuge eintrifft. Auch er geht morgen in seine Heimat zurück.““

Der Baumeister murmelte etwas zwischen den Zähnen, das eine fatale Ähnlichkeit mit „dieser Affe“ hatte, aber seine eifrige kleine Frau achtete gar nicht auf seine Antwort, sondern war schon mitten im Fahrwasser der Vergnügungsprojekte für den nächsten Tag, bis sie sich plötzlich unterbrach und triumphierend sagte: „Siehst du nun ein, Mar, daß ich recht hatte?“

„Womit denn, wenn ich fragen darf?“

„Daß ich Wenzels aufforderte, uns in Berlin auf der Durchreise zu besuchen. Es ist doch ein großes Vergnügen, Reisebekannte wiederzusehen, sie bei sich bewirten und begrüßen zu können.“

„Warte es doch erst ab, sie sind ja noch gar nicht da.“

„Ach geh, du bist ein schrecklicher Mann, immer bedenklich, immer schwarzseherisch, aber ich lasse mir meine Freunde nicht verderben. Du wirst ja sehen, wie nett es wird, und ich bin nur froh, daß ich trotz deines Abtratsens Friedrichs, Guttmanns, Dibens und Bartels auch aufgefördert habe, uns bei der Rückreise nicht zu vergessen; hoffentlich halten sie Wort.“

„Hoffentlich,“ echote der Baumeister trocken.

„Aber nun sei auch ein klein wenig nett und hilf mir einen Plan für morgen machen. Also um 7 Uhr 40 kommt der Zug.“

„Ein bißchen früh.“

„Wir holen sie natürlich von der Bahn.“

„Du, mein Schatz, ich nicht. Du weißt ja, wie sehr diese Arbeit drängt und wie nötig ich die frühen Morgenstunden brauche. Ich habe durch unsere Reise schon allzuviel Zeit verloren.“

Frau Grete ließ den Kopf hängen.

„Ich finde das aber sehr unfreundlich. Wenzels haben uns bei unserer Abreise doch auch begleitet.“

„Ja, in Warnemünde.“

„So erwartest du uns hier?“

„Schwerlich. Ich habe um elf Uhr eine Sitzung anberaumt.“

„O wie fatal!“

„Ja, das hilft nun nichts. Berlin ist nicht Warnemünde, das wirst du morgen noch des öfteren Gelegenheit haben zu bemerken. Also du wirst die Herrschaften bis zu Mittag sehr angenehm unterhalten.“

„Wenn es durchaus nicht anders sein kann. Aber dann, bitte, Mar, laß uns wenigstens um zwei, statt um vier essen, sonst können wir nachmittags gar nichts mehr anfangen.“

Der Baumeister dachte einen Augenblick nach.

„Gut, das werde ich einrichten, wenn es auch ein großes Zeitopfer kostet. Und nachmittags —“

„Bleibst du natürlich bei uns, nicht wahr, Schatz?“

Er nickte gewährr. Er konnte seine Frau für ihre lebenswürdige Thorheit nicht allzu hart strafen, sie nicht den ganzen Tag über im Stich lassen.

„Ich denke, wir gehen nach Tisch gleich in den Zoologischen Garten und dann zu Kroll.“

„Einverstanden. Aber was geschieht abends mit den Kindern? Denn der artige Fritz und die noch artigere Käthe werden doch mutmaßlich mit von der Partie sein?“

„Die Kinder haben ja Fräulein, Mar. Und dann — sie sind wirklich nicht so schlimm, nur ein bißchen wild.“

„Ja wohl, nur ein bißchen, Grete, aber das geht uns ja nichts an, mein Herz, da es, Gott sei Dank, nicht unsere sind. Also ich denke, wir wären nun mit unserer Beratung fertig und ich könnte jetzt weiter arbeiten, was meinst du, Fräulein?“

„Freilich, ich werde mit Marie das Mittagessen für morgen besprechen — und ein wenig zögernd — „Munkel darf ich doch auch einladen?““

„Meinetwegen. Sorge aber dafür, daß alles recht reichlich ist. Du weißt, in Warnemünde aß Wenzel für zwei.“

„Warnemünde ist nicht Berlin,“ lachte Frau Grete, ihren Eheherrn parodierend, und verschwand in die Küchenregionen ihres Hauses.

Mit der Präzision einer pünktlichen Frau, zu der der vielbeschäftigte Baumeister sie erzogen hatte, war Frau Grete, trotz der zeitigen Ankunftsstunde, am nächsten Morgen auf der Bahn. Die wenigen Minuten, bis der Zug einlief, wurden ihr durch ein paar gute Bekannte noch verkürzt, die ihre Familien zurück erwarteten. Kaum waren einige Worte gewechselt, als die Lokomotive auch schon in die Bahnhofshalle dampfte.

Frau Grete blickte wiederholt an den Wagenreihen der zweiten Klasse entlang, an keinem der Fenster auch nur das geringste von den Wenzels zu entdecken. Aber da — ein wehendes Taschentuch mit einem breiten, erdbeerfarbenen Rand — nein — nur der junge Munkel im wohlbekannten fallfarbenen Strandkostüm (die Weinkleider so weit, als hätte er sie von einem doppel starken guten Bekannten entliehen, das Jackett so kurz, als ob er es von seinem kleinen Bruder geborgt hätte, und das Oberhemd mit Stenchen so dicht befüllt, als ob das ganze Firmament auf seinen schmalen Brustkasten niedergefunten wäre), von Wenzels noch immer keine Spur.

Frau Grete wußte nicht, was sie davon denken sollte.

Da plötzlich hörte sie weinende Kinderstimmen und das Schelten eines wohlbekannten, nicht ganz sanften Mutterorgans. Blüchelnell wandte sich Frau Grete um, aber ebenso schnell trat sie auch wieder einen Schritt zurück, als sie bemerkte, daß ihre Bekannten lachend gerade vor dem Coupé dritter Klasse stehen geblieben waren, aus dem in eben diesem Augenblick mit Weinen, Schelten, Stoßen und Drängen die Familie Wenzel, zum Teil noch nächtlich verumumt und eingehüllt, sich entwickelte. Zuerst der pater familias, das gestifte Schlafköpchen noch auf dem Kopf; dann Fritz und Käthe, sämtliche in Warnemünde benutzte Strandutensilien in den Händen; zuletzt Frau Wenzel in Regenmantel, Plaid und stark chiffoniertem Strohhut, den Jouragetober, sämtliche Familienschirme und Ueberzieher, samt einer dicken Plaid- und Kopftücherrolle im Arm.

Trotzdem sie die letzte war, die dem Chaos entstieg, hatte sie Frau Grete doch zuerst entdeckt, und sie mit ihrer ionoren Stimme anrufend, sodaß alles, was in der Nähe stand, den Kopf nach ihr wandte — Frau Gretens Bekannte nicht ausgeschlossen — stürzte sie auf die junge Frau zu, unarmte sie, trotz des schweren Gepäcks, mit bewundernswerter Gewandtheit und küßte sie laut und zärtlich auf beide Backen. Dann kamen die Kinder und hingen sich, noch halb verschlafen, nach Milch und Kaffee weinend, in „Tante Gretens“ Kleiderkasten, ihr gleichzeitig Spaten, Muschelsäcke und Botanikerbüchsen vertrauensvoll in die Hand drückend.

Und nun trat auch der glückliche Besitzer von Weib und Kindern auf die bestürzte Frau zu, verlangte ziemlich energisch nach dem Baumeister, der ihm aus einer Gepäckalamität helfen sollte, warf pikiert die Unterlippe auf, als Frau Grete ihren Mann mit dringenden Geschäften entschuldigte, und wandte sich dann, Beistand heischend, an den jungen Munkel, dessen krebsroter Schlipf sich jetzt auf Armeslänge näherte.

Frau Grete hatte bisher, durch die Anwesenheit ihrer Berliner Bekannten bei dieser eigentümlichen Begrüßungsszene entsetzlich geirrt, die Augen kaum aufzuschlagen gewagt. Erst jetzt hob sie den Blick und bemerkte zu ihrer größten Erleichterung, daß sie mit ihren Reisebekannten so ziemlich allein auf dem Bahnsteig zurückgeblieben war. Nur ganz in der Ferne noch sah sie die Gestalt eines Freundes ihres Mannes entschwinden, und sie biß sich auf die Lippen, wenn sie sich das sarkastische Lächeln vorstellte, mit dem er ihr Wiedersehen mit den Wenzels beobachtet haben mochte.

Endlich war die Gepäckangelegenheit geordnet, und man fuhr, zu fünfen in eine Droschke gepackt, sämtliches Gepäck auf dem Bock, nach dem Hotel. Der junge Munkel hatte die Tisch-einladung dankend abgelehnt. Er hatte schon eine Verabredung mit Freunden getroffen.

Erst jetzt fiel es Frau Grete auf, daß „Fräulein“ nicht mitgekommen war. Ihre Frage nach dem jungen Mädchen, dem die Kinder ausschließlich anvertraut waren, erwiderte Frau Wenzel im Tone sanften Vorwurfs.

„Aber, meine Liebe, was sollen wir hier mit Fräulein, wo die Kinder bei Ihnen so gut aufgehoben sind und so sehr an Ihnen hängen, daß es graufam wäre, sie Ihnen zu entziehen? Wir haben Fräulein natürlich vorausgeschickt, um zu Haus ein bißchen Ordnung zu schaffen.“

Frau Grete überließ es eiskalt. Was würde Mar, dem Kinderumruhe im Hause ein Greuel war, zu diesem Vertrauensvotum sagen?

Im Hotel wurde in umständlicher Weise Toilette gemacht. Grete fiel das Loos zu, Fritz und Käthe umzulegen — „die Kinder waren ja in Warnemünde unzertrennlich von ihr gewesen!“

Aber auch nach der äußeren Metamorphose, die das Ehepaar mit sich vorgenommen hatte, wollte es Frau Grete bedünken, als ob ihre Reisebekannte sich noch immer recht auffällig auszeichneten, und zwar keineswegs vorteilhaft. Wie kam es nur, daß ihr das Kleid mit den schreienden, unharmonischen Farben, der viele glänzende Goldschmuck, den Frau Wenzel trug, in Warnemünde vordem niemals so geschmacklos vorgekommen war, daß sie die unzähligen Verloques über Herrn Wenzels weißer Weste und den großen Siegelring am zweiten Finger in Warnemünde nie so unangenehm empfunden hatte, wie heut, da sie, nach anderthalbstündigem geduldigem Ausharren im Hotel, die Linden mit den Reisebekannten entlang fuhr, um ihnen Berlins Herrlichkeiten zu zeigen? Vergeblich zerbrach sich Frau Grete den Kopf darüber; sie konnte sich nicht einmal recht bestimmen, ob Frau Wenzels Teint schon in Warnemünde so kupferrot gewesen war, wie heut, und ob der übertrieben moderne Hut ebenso unkleidlich auf ihren spärlichen Haaren geoffen hatte, wie bei dieser Spazierfahrt.

Der Plan, Galerien und Museen zu besuchen, mußte der

Kinder wegen aufgegeben werden. So blieb man denn, zu Frau Gretens Entsetzen, schließlich bei Kranzler auf der kleinen Eckterrasse hängen, wo die Kinder erstaunliche Mengen von Chokolade, Kuchen und Eis vertilgten, und die Eltern mit ihren kräftigen Organen die ungeniertesten Bemerkungen über jeden Vorübergehenden tauschten.

Frau Grete zitterte vor Bekannten. Gott sei Dank, diesmal blieb sie verschont. Endlich nahte die Essensstunde, aber trotz aller Mühe, die sich die an gewissenhafte Zeiteinteilung gewöhnte Berlinerin gab, gelang es ihr nicht, die Familie zu pünktlichem Eintreffen zu bewegen. Da man den Rückweg zu Fuß machte, wurde an jedem Schaufenster still gestanden, jeder Vorübergehende neugierig gemustert, und die junge Frau stand und ging auf glühenden Kohlen. Sie wußte, wie heftig Mar sich über eine vergeudete halbe Stunde erregen konnte, und diese hatte er, den Gästen zuliebe, seiner Arbeitszeit abgerungen. Dennoch lief der Empfang besser ab, als Frau Grete zu hoffen gewagt. Sie wußte nicht, wieviel ihre eigenen aufgeregten Augen, die fliegende Rote auf ihrem Gesichtchen dazu beigetragen hatte.

Es war gut, daß der Baumeister im voraus an des Reisebekannten glänzenden Appetit erinnert hatte; er erwies sich, trotzdem man nicht mehr in Warnemünde war und Herr Wenzel nicht eben mangelhaft gefrühstückt hatte, eher als gehoben, denn als geschwächt.

Aber die Unterhaltung! Schon nach dem zweiten Gange begann sie bedenklich zu stoden. Die gemeinsamen Reiseerinnerungen waren erschöpft. Die Thematika des Frühkaffees, der Regelfahrt, des Skattisches, der verschiedenen Physiognomien der Badeanstalt, der Kurpromenade und der table d'hôte nach allen Richtungen hin variiert. Von was in aller Welt sollte man sprechen! In der Politik hatten die beiden Herren sich nie verstanden. Der eine beklagte Bismarcks Abgang, der andere bejubelte ihn. Der eine verdamnte als Kolonialschwärmer den deutsch-englischen Vertrag, der andere hielt Helgoland für eine Errungenschaft ohnegleichen. Der eine stimmte der Militärvorlage zu, der andere war ihr abgesetzter Gegner — ergo: die Politik war kein Gespräch für diese Antagonisten.

Von des Baumeisters Kunst verstand Herr Wenzel genau so viel, wie der Baumeister von Herrn Wenzels Geschäft in der Tuchbranche. Ueber Wirtschaft und Dienstboten durfte in des Hausherrn Gegenwart grundsätzlich keine Unterhaltung geführt werden, was also blieb übrig? Höchstens die Kinder, und sie gaben nicht einmal zu Schelte Veranlassung, denn Fritz und Käthe hatten die Eigentümlichkeit, immer artig zu sein — wenn sie aßen.

Wovon in aller Welt hatte man sich denn aber in Warnemünde oft stundenlang hintereinander unterhalten! grübelte die über allen Enttäuschungen völlig schweigend gewordene Frau Grete. Ihr Gedächtnis gab ihr beredete Antwort: vom jeweiligen Wellenschlag, vom Wetter, von einer projektierten oder eben gemachten Partie, von der Seefrankheit, von den ein- und auslaufenden Schiffen, vom Essen, von lieben Nächsten am Nachbarisch und ähnlichen interessanten Themen.

Zum Glück schienen Wenzels die drückende Tischatmosphäre gar nicht zu empfinden. Sie fühlten sich durch die gebiegene Aufnahme bei ihren Berliner Freunden sehr geschmeichelt und waren mit dem Programm des Tages vollkommen einverstanden. Was man während des Theaters mit den Kindern machen sollte, blieb freilich einstweilen eine offene Frage, und während Mar es für das einfachste hielt, sie nach dem Besuch des Zoologischen Gartens in das Hotel und zu Bett bringen zu lassen, entwürfelte sich Frau Wenzel über eine derartige Zumutung, und die Kinder stimmten ihr natürlich mit gebührendem Eifer bei. Schließlich wurde beschossen, daß Fritz und Käthe, während die Erwachsenen bei Kroll waren, der Obhut des Schallerischen Mädchens anvertraut werden sollten.

Nach einer ebenso umständlichen als überflüssigen Ausrüstung mit Regenmänteln, Gummischuhen und Schirmen — es stand kein Wölkchen an dem reinen Septemberhimmel — die den Baumeister zur Verzweiflung brachte, konnte die Reise endlich losgehen, aber man kam nicht weit. Auf dem ersten Treppenaufstieg fing Käthe plötzlich zu weinen an, hielt sich laut jammern Kopf und Magen, und ehe man sie noch in die Schallerische Wohnung zurückführen konnte, hatte auf den schönen und kostbaren Treppenläufern des eleganten Hauses eine Eruption stattgefunden, wie man sie, gerade in diesem Kreise, in ähnlicher Weise bisher nur auf hoher See miteinander erlebt hatte. Fritz fing — war es aus geschwisterlicher Teilnahme, oder bewegten ihn ähnliche Gefühle wie seine Schwester? — mit zu weinen an, und nach des Baumeisters Gesicht zu schließen, drohte eine Katastrophe hereinzubrechen, wäre nicht als Engel in der Not das Schallerische Mädchen erschienen und hätte Käthe für den Lauf des Nachmittags in ihre Obhut genommen. So, nun konnte es von frischem losgehen.

Wenn das Schallerische Ehepaar sich später dieses Nachmittags im Zoologischen Garten wieder erinnerte, so waren es vornehmlich fünf Phasen, bei denen Frau Grete zwischen Lachen und Weinen zu verweilen pflegte: Nr. 1 ging Fritz gleich im Gebränge verloren, weil er sich absolut nicht anpassen lassen wollte, und mußte nach einer unvergeßlichen halben Stunde, in der Frau Wenzel vor Mutterzorn raste, am Dreifester ausgelassen werden. Nr. 2 traf man auf der Lateralallee den jungen Munkel, der sich in Warnemünde mit seinen vornehmen Beziehungen aufzuspielen pflegte, in einer Gesellschaft, deren Mysterien der Baumeister seiner Frau nie ganz enthüllte. Nr. 3 sprach das Ehepaar so laut und weit hin vernehmbar, daß während des Brantzugs aus Lohengrin ein öfteres „Pst, pst“ von den Nachbarischen erfolgte. Nr. 4 traf man unglücklicherweise auf jenen Freund, der morgens Zeuge der Ankunftsfeier gewesen war und der es sich nun natürlich nicht nehmen ließ, ein halbes Stündchen von der Partie zu sein und die guten Wenzels mit seinen Sarkasmen jämmerlich in die Enge zu treiben. Nr. 5 blieb es Schallers unvergeßlich, daß ihre Reisebekannten für all ihre kleinen und großen Schwächen, für alle Verlegenheiten, die sie bereiteten, nicht das geringste Gefühl zu haben schienen, sondern sich, im Gegenteil, in ihrer naiv anprüdlichen Weise, nach ihrem eigenen Ausbruch „himmlisch amüsierten“. So himmlisch, daß sie sich sogar darüber trösteten, daß die letzte Programmnummer, der Besuch bei Kroll, sich nicht mehr erfüllte, umfomehr, als sie ja „gerade so gut morgen noch den ganzen Tag in Berlin bleiben und alles heute Versäumte nachholen konnten“.

Der pünktliche Mar hatte sich nämlich unbegreiflicherweise in der Stunde so sehr verirrt, daß keine Zeit mehr für das

Theater blieb. Als sie um acht nach Hause kamen, lag Käthe und schlief die Ausschweifungen ihres ersten Berliner Tages aus. Sie hatte, solange sie noch auf den Beinen gewesen war, nur eine einzige Wase und zwei Wassergläser mit Karaffe zertrümmert. Der Baumeister hatte auf bedeutend umfangreichere Verheerungen gerechnet und war mit diesem Rapport des Dienstmädchens äußerst zufrieden. Nachdem er ihn entgegengenommen, fragt er ziemlich nachdrücklich: „Ist in unserer Abwesenheit sonst nichts passiert?“

„Ach ja, Herr Baumeister, beinahe hätte ich's vergessen, eine Depesche an Herrn Wenzel ist angekommen.“

Max schmunzelte. Gleichzeitig tönte auch schon ein „D“ und „Ach“ aus Wenzels Munde, und seine Frau beim Arme packend, sagte er lakonisch: „Wir müssen fort, Frau, und zwar gleich, wenn möglich will ich noch den Nachzug benutzen.“

Max trat teilnehmend näher. „Es ist doch nichts Unangenehmes, lieber Wenzel?“

„Nein, eine Geschäftssache, unter Umständen sehr günstig, aber ich muß sofort nach Hause.“

Grete kniff vor Vergnügen ihren Mann in den Arm und bedauerte in demselben Atem heftig den plötzlichen Ausbruch. „Ja, da hilft nun nichts,“ sagte Frau Wenzel, die in Geschäften ihres Mannes nicht mit sich spaßen ließ, „erst das Geschäft und dann das Vergnügen.“

Käthe wurde geweckt, und in demselben chaotischen Wirrsal, mit dem sie morgens dem Coupé entstieg war, konzentrierte sich jetzt die Familie Wenzel in einer Droschke rückwärts, zuerst nach dem Hotel und dann zur Bahn.

Nachdem die Thür sich zum letztenmal hinter ihnen geschlossen hatte, sank Frau Grete ihrem Mann schluchzend in die Arme. „O Max, wach' ein Tag! Gott sei Dank, daß die Depesche gekommen ist!“

„Dafür brauchst du nicht Gott zu danken, sondern kannst getrost mir deinen Dank entrichten,“ erwiderte er, die Weinende an sich ziehend. „Dir, Max?“

„Ja, wenn man eine so unverständige kleine Frau hat, die nicht hören kann, sondern erst fühlen muß, gilt es, sich selbst zu helfen. Ich schrieb schon gestern an Julius, daß er heut abend eine Depesche ähnlichen Inhalts an Wenzel schicken möge. Du weißt ja, er arbeitet gleichfalls in Hettfeld in Tuch.“

„Über Max!“

„Na und was deine übrigen Reisebekanntschaften betrifft,“ fügte er trocken hinzu, „die Friedrichs, Guttmanns, Oldens und Bartels, so denke ich, du bist einverstanden, daß ich mich in voraus über all ihre Beziehungen und Beschäftigungen orientiere, um eine rettende Depesche zur Hand zu haben, wenn sie deinen dringenden Einladungen Folge leisten sollten, nicht wahr, Kleine?“

„O Max, nein, das ist nicht nötig, ich schreibe ihnen ab, und wenn es wieder mal so kommen sollte, so werde ich nicht vergessen —“

„Daß Warnemünde nicht Berlin ist.“

Und er gab ihr einen herzhaften Kuß.

Die Bettlerin.

Deutsch von Nina Githner.

Ihr Platz ist an dem Thore bei den Gräbern, Sie ist schon altersschwach, mit leisem Ton fleht sie um Gaben — und den milden Gebern wünscht sie ein selb' End' zum Gotteslohn. An ihr vorüber ziehen all' die Schreine, Sie kennt, was jedes Leichentuch verwahrt, Die arme Mutter und das liebe Kleine, Den Greis, den müden, und die Jungfrau zart. Sie sieht und hört der Hinterbliebenen Klagen, Sie weiß, wie hart der Tod so manchen traf, Doch sie gedenkt des Endes ohne Jagen, Für sie ist Sterben — der ersehnte Schlaf. Die Welt hat sie verachtet und verstoßen, Kein Band der Liebe hält sie warm und weich, Sie ist von Lust und Freude ausgeschlossen, Und fand ihr Heim nur in dem Totenreich... Und eines Tages sucht man an der Schwelle Des stillen Orts umsonst das arme Weib, Dann schieb sie oben von der alten Stelle Und tiefer unten ruht ihr müder Leib.

Drei Zimmer der Erzherzogin Marie Valerie.

Nachdruck verboten.

In unserer Zeit des über raffinierten Luxus gewinnt originelle Einfachheit einen ganz besonders wohlthuenden Reiz. Das an Farbenpracht und reiche Dekoration gewöhnte Auge ruht sozusagen aus, wenn es mitunter stilvoller, artistischer verarbeiteter Eintönigkeit begegnet. So manche werden sich demnächst von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen können, denen es vergönnt sein wird, eine in Wien bevorstehende Spezialausstellung zu bewundern. Nämlich drei Zimmereinrichtungen des Schlosses Lichtenegg, des Heims unserer jüngst vermählten Erzherzogin Marie Valerie.

Wie bekannt interessiert sich die liebenswürdige Erzherzogin, die in Ungarn geboren und auch teilweise hier erzogen ist, besonders warm für alles, was ihr Geburtsland betrifft. Sie selbst schreibt und dichtet sogar in ungarischer Sprache und wird dafür in Ungarn mit wahrhaft fanatischer Liebe verehrt. Sie wünschte nun auch in ihrem neuen Home so viel als möglich an Ungarn gemahnt zu werden und fand das Mittel, nicht nur ihrem Wunsch zu genügen, sondern auch gleichzeitig einem neuen ungarischen Industriezweig den Stempel des Geschmades und des höchsten „chic“ aufzudrücken.

Sie wählte Bauernstickereien von Kalotaszeg als Möbel- und Gardinestoff für drei ihrer Zimmer.

Das erste (Ankleide-)Zimmer hat hellgelbes, freppartiges Leinen, dicht mit weißem gestickten Sternmuster besät, das Dessin reich mit künstlerischer à jour-Arbeit untermischt. Die

prächtigen, mit schwerer Seide gefütterten Portieren und Vorhänge, die kapitonierte Möbel, bei denen kein Holz sichtbar ist, alles gleichmäßig mit derselben stilvollen, gleichseitig gearbeiteten Plattstickerei bedeckt. Das zweite (Nacht-)Zimmer zeigt auf demselben dicken Leinen, von etwas verschiedener Schattierung, ein reiches Dessin in hochrotem Kreuzstich. Das Garn ist dick, der Fond bretartig dicht, man staunt, wie die Nadel mit dem dicken Garn hindurch gekommen. Gehänge, Möbel, Draperien, alles zeigt die gleiche Arbeit, und der Effekt ist ein reicher und pompöser, aber zugleich ein malerischer, da die wenigen Farben so schön harmonisieren, daß das Auge sich befriedigt an dem Ensemble weidet.

Der dritte Raum, ein kleiner Salon, unserer Ansicht nach der schönste, ist in Himmelblau und Weiß gehalten. Die à jour-, Blatt- und Kreuzstickererei ist von reizendem Dessin. Man kann sich kaum etwas Frischeres, Sonnigeres denken, als diese wohlfortierte Farbenzusammenstellung. Die Schönheit der Zeichnung, die sich ganz besonders für Ameublementzwecke eignet, kommt bei den großen Vorhängen, den schön geformten, bequemen Möbeln vorzüglich zur Geltung.

Ohne Gold, ohne buntes Gemisch der Farben werden mit diesem einfachen, aber höchst originellen Material Effekte erzielt, die dem aller broschierten Damaste spotten. Und dann, Damast, Plüsch, Gobelin sind uns nur zu bekannt. Die Bauernstickereien von Kalotaszeg aber sind — neu! Das Material dieser exquisiten Möbel lieferten herbe, von der sommerlichen Feldarbeit hart gewordene Frauenhände, und diese erblühende Frauenindustrie hat ihre Geschichte, die der jüngsten Zeit angehört.

Die begabte ungarische Schriftstellerin, Frau von Ghyarmathy, Gemahlin des Vizegepans von Hunyad in Siebenbürgen, hatte die glückliche Idee, das vollstimmliche Talent der Bäuerinnen ihrer Gegend zur Gründung einer regelrechten Hausindustrie zu verwenden. Dies gelang ihrer Energie und Ausdauer in solchem Maße, daß sie heute schon Besitzerin mehrerer Medaillen und Diplome ist und dank ihrer unermüdblichen Thätigkeit die ganze Umgegend sich eines bisher nie gekannten Wohlstandes erfreut.

Die Bauernbevölkerung jener Komitate Ungarns (Siebenbürgens) trägt ausschließlich nur buntgestickte Leinenwäsche. Selbst die ärmste Bäuerin, die nur ein Hemd hat und es wöchentlich waschen muß, besitzt es nur gestickt und von so tüchtigem Material, daß es, in Farbe und Qualität unverändert, jahrelang die harte Behandlung erträgt.

In Klausenburg, der Hauptstadt Siebenbürgens, begegnete ich vor Jahren einer alten Bäuerin, die zu einem zerlumpten roten Schurz ein prachtvoll gesticktes, wenn auch etwas schmutziges und verblichenes Hemd trug. Die Stickerei war so kompliziert im Stich und von so artistischer Zeichnung, daß ich das Stück zu erwerben suchte und nach dem Preise fragte. Die Älteste meinte, es sei ihr nicht feil. „Ich kann es nicht entbehren,“ antwortete sie, „denn ich habe nur das eine Hemd, und der Winter ist noch fern, wo ich Zeit gewinnen kann, mir ein neues anzufertigen.“ — „So kaufe ein schon fertiges,“ drängte ich, „und ich zahle dir dies, so gut du willst.“ — Aber sie behauptete, es wäre eine Schande, wenn sie ein Hemd trüge, das sie nicht selbst gestickt, und weder für Geld noch für gute Worte wollte sie sich von ihrem Schatz trennen.

In den wohlhabenderen Hütten ist prachtvolles Leinenzeug aufgespeichert. Besonders werden die Betten und der Tisch mit reicher Stickerei versehen. Das Leinen ist gelblich oder auch von grauer Färbung, freppartig, unverwüstlich und kann jahrzehntelang gewaschen und benutzt werden, ohne Farbe und Kränzelung einzubüßen. Die alten Stickereien, die selbst in den ärmlichsten Hütten vorzufinden und deren Zeichnung und Ausführung sich Jahrhunderte hindurch von Mutter auf Kind vererbten, dienen und dienen noch heute als Muster und Grundlage der neuen Industrie, die nimmehr einen merkwürdigen Aufschwung nimmt.

Der glückliche Einfall der Frau von Ghyarmathy, das unverwüstliche, effektvolle Material zu Ameublementzwecken zu verwenden, gab dem Unternehmen einen ersten Anstrich und förderte die Sache ganz außerordentlich. Die einen halben Meter breite Stickerei kommt z. B. bei Vorhängen und Portieren am allerbesten zur Geltung, da die ziemlich großen Dessins sich auf großen Flächen am besten ausnehmen. Solche Vorhänge sind aber auch von besonderer Pracht. Bauernspitzen oder Franzen vervollständigen gewöhnlich die einzelnen Stücke der Kalotaszeger Stickereien.

Auch Erzherzogin Margarete von Thurn und Taxis, Tochter des Erzherzogs Josef, hatte zu Hause einen kleinen Salon mit Kalotaszeger Stickerei möbliert. Das Holz ist matt lackiert, mit feinen lichtblauen Fillets. Am aller schönsten nimmt sich weiß lackiertes Holz aus mit Goldfillets; der weiße Rahmen paßt zu dem hellgelben Leinen am besten und ist von überraschend eleganter Wirkung.

Die dicken Stickereien haben aber auch eine sehr künstlerische, feine Art. Dieselbe wird auf dünnem Leinen, in ganz mattfarbiger flacher Seide, teils à jour auf gezogenen Fäden, teils in sehr komplizierten Füllstichen ausgeführt, und die Stiche sind so dicht, daß, obschon das Dessin artistisch vollkommen klar bleibt, vom Leinengrunde dennoch kaum hie und da ein winziges Teilchen zu Tage tritt. Erzherzogin Marie Valerie erhielt prachtvolles Tischzeug in dieser merkwürdig komplizierten Arbeit, die Ameisenemsigkeit und erschreckliche Ausdauer erheischt. Tischläufer, Milieux, Theetisch- und Theebrettdecken in mattgelber Seidenstickerei sind das Schönste und gegenwärtig jedenfalls das Neueste, was man auf diesem Gebiete haben kann. Es können da Arbeiten bestellt werden, die eher für Gewerbenüssen, denn für den täglichen Gebrauch passend erscheinen.

Die Arbeit eines Deckens von einem Quadratmeter Größe erfordert zwei bis drei Monate Zeit. Gewöhnlich führen zwei Schwefstern eine derartige Bestellung aus; während die eine arbeitet, schläft die andere, und selbst bei so ununterbrochen fortlaufender Arbeit dauert die Herstellung volle zwei Monate. Solche Decken werden auch zu dekorativen Zwecken auf Sofas, Tischen und Ganteuils verwendet.

Auf der gegenwärtigen Wiener Ausstellung hat Frau von Ghyarmathy die goldene Medaille für diesen Industriezweig erhalten, und bis auf das letzte Fädchen wurde alles gekauft, sowie hunderte von Bestellungen gemacht. Auch in England und Antwerpen hat sich dies originelle Material viele Freunde erworben, da es große Zweckdienlichkeit mit seltener Schönheit verbindet. Janka Wohl.

Dilettanten-Arbeiten.

Maleri auf Sammet.

Nachdruck verboten.

Eine neue Erfindung auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gehört in Bezug auf ihre Erzeugnisse zu dem Reizvollsten, das ich je gesehen. Der Erfinder, Herr Maas, Berlin W., Hedemannstraße 6, hat Farben, in Stiften und in Pulverform, hergestellt, mit denen es sich auf hellem Sammet ganz vorzüglich malen läßt und welche durch Fixieren mit Spiritusdämpfen, bezw. einer Spiritus- und Terpentinmischung, unverlierbar dem Stoff einverleibt werden können. Die Verwendung der bemalten Stoffe gestattet den weitesten Spielraum. Zeitungsmappen, Rissen, Decken, Füllungen von Gesimsbrettern, Albumdeckel, Photographierahmen, Garnituren für Möbel und Portieren sind damit zu schmücken; endlich ist diese Arbeit für jede Art von Applikationen geeignet, denn man kann auf Sammet gemalte Blumen, Vögel, Früchte ausschneiden und auf Atlas, Seide und Wolle applizieren. So sah ich einen Denschirm, dessen Mittelgrund auf elfenbeinfarbenem Sammet gemalte rosa Heckenrosen und mattblaue Schmetterlinge zeigte. Dieser Grund war auf dunkelsilbergrauen Atlas geklebt und das Ganze durch ein vergoldetes Holzgestell eingerahmt. Die Wirkung war eine ungemein vornehme. Es lassen sich sowohl figurliche Darstellungen, als auch Landschaften, Früchte, Blumen und Vögel, Ornamente und sogar kleine Genrebilder auf den Sammet malen. Natürlich kommt es hierbei immer nur auf eine rein dekorative Wirkung an, eine gute Zeichnung, welcher durch zart hingehauchte Farbe Leben und Reiz gegeben ist. Zur Darstellung eignen sich hauptsächlich größere Formen, also Blumen, Vögel in natürlicher Größe, Figuren in nicht zu winzigem Format (die Putten von Woldemar Friedrich sind hierzu von vornehmster Wirkung), mindestens handgroß; vortrefflich wirken Nofoko-Ornamente und dergleichen Figuren, und man kann auch, sofern ein tüchtiges Können und künstlerische Empfindung dem Malenden beisteht, die Sammetmalerei „als Bild für sich“ darstellen. Wer eine eingehende Beschreibung dieser Malerei wünscht, findet sie in dem den Farben beigegebenen Heftchen, welches in anschaulichster Weise die verschiedenen Behandlungsweisen beschreibt. Der Kasten mit Spiritusdämpfer, einer Menge Farben, Lederwischer und Porzellannäpfchen kostet zwanzig Mark.

In kurzen Zügen will ich meinen Leserinnen zum Schluß noch eine Beschreibung der Malerei vorführen. Am besten zum Bemalen eignet sich Seidensammet, kurzhaariger Plüsch, auch Tuch, auch kann man Baumwollensammet nehmen, nur ist bei Seidensammet die Wirkung immer wirksamer und vornehmer. Die Farbe des Stoffes ist entweder weiß oder cremefarben zu wählen, kann man doch, nachdem man die Zeichnung auf dem Stoff ausgespart, den Grund so dunkel, wie man wünscht, tönen. Man kann die Zeichnung entweder dadurch auf den Stoff bringen, daß man sie gegen das Licht gehalten durchzeichnet, oder man paust in der bekannten Manier, indem man die Pausse durchsticht und mit einer braunen Pulverfarbe oder Kohlenstaub, der Konturfarbe, die durchgezogene Zeichnung durchreißt. Hierauf wird mit gleicher Farbe nachgezogen und fixiert. Bei einer zu schattierenden Zeichnung werden zugleich die Schattenspartien in Schraffierung eingelegt. Wie der Verfasser in seiner Anleitung bemerkt, besteht die einzige Schwierigkeit bei der Sammetmalerei in dem Vermeiden des Ueberprüßens der Pulverfarben in den freien, sehr sauber zu haltenden Grund und die nächstliegenden andersfarbigen Figuren, daher müssen alle Konturen der Zeichnung mit äußerster Sorgfalt behandelt werden. Die Malerei ist der Pastell- oder Kreidemalerei ganz ähnlich und sehr einfach. Warme Schatten werden mit rötlichbrauner Pulverfarbe eingerieben (man mischt sich im Porzellannäpfchen die Farbe und reibt sie mittelst des Lederwischers in den Sammet, genau wie bei Kreidemalerei) und dann mit dem Stift noch etwas in Strichmanier nachgeholfen, beide Farben, Pulver- oder Stifffarben, sind abwechselnd zu gebrauchen. Wäre es bis jetzt gelungen, alle Farben in feste Form zu bringen, so gäbe es überhaupt keine Pulverfarben bei dieser Technik. Wie mir der Erfinder sagte, ist er jetzt bemüht, alle Farben in feste Form zu bringen und somit fixierbare Pastellfarben herzustellen; es ist dies nur noch eine Frage der Zeit. Ist die mit braunen Schatten angelegte Malerei fixiert, so kann man nun mit farbigen Stiften oder Pulvern das Ganze fertig machen. Die Pulverfarben werden mittelst Lederwischern aufgetragen; da die Farbe sehr ausgiebig, braucht man nur wenig davon. Mit den Stiften kann man durch festes und zartes Aufsetzen, durch Verreiben mit dem Finger die zartesten Effekte erzielen und alle beliebigen harmonischen Töne mit fast unsichtbaren Uebergängen hervorbringen. Die höchsten Lichter wirken am schönsten ausgespart; man benutzt stets den hellen Sammetton als höchste Wirkung. Sind jedoch die Lichter durch die Uebermalung verloren gegangen, so lassen sich auch durch Anwendung des Weiß sehr schöne Effekte erzielen, und diese Farbe ist namentlich zur Mischung von zarten Fleischtönen und zum Ausgleichen fleckig gewordener Stellen zu gebrauchen; auch kann man sie flüssig zum Aufsetzen von sehr scharf wirkenden Lichtern nehmen. So sah ich weiße italienische Anemonen (der Sammetton nur schattiert) auf orangefarbenem Grund, einer Farbe, die hier ganz besonders wirkungsvoll ist. Der Grund war abgestimmt bis zum tiefsten Braun, und die hellen Blumen wirkten wie eingewebt darauf. Für das Vouboir einer vornehmen Dame kann man sich kaum etwas Reizvolleres zum Schmuck der Möbel, Portieren, Taburets denken, als diese zart und distinguiert wirkenden Malereien, welche, ohne sich vorzudrängen, die Aufmerksamkeit durch den Schmelz und die Vornehmheit ihrer Farbenwirkung, durch ihre wie hingehaucht erscheinenden Gebilde auf sich lenken.

Anna v. Parpart.

Im Garten.

Nachdruck verboten.

Des Sommers holde Blütenpracht ist zu Ende. Nur vereinzelt noch finden sich Blüten auf den Beeten der Sommerblumen, aber statt ihrer hängen dort Schoten, Kapseln, Schötchen, reichgefüllt mit den mannigfachen Samen. Ist es für den Gartenfreund auch nicht gerade angebracht, alle jene Samen zu ernten, weil manche, wie Petunien, Levkojen, Lack einer besonderen Pflege bedürfen, um schöne, gefülltblühende

Pflanzen fürs nächste Jahr zu geben, so ist es doch eine Freude und eine Ersparnis zugleich, von den weniger pflegebedürftigen, der Nieseda, dem Tabak, der Nigella, Bartionia, den Iberis, Commelinen, Cocalien, Mimulus u. s. w. zu sammeln und aufzubewahren. In den Kapseln oder Schoten hält sich der Same am besten. Mit ihnen in eine Tüte gethan und an einen trockenen, nicht warmen Ort gebracht, keimt er sicher im nächsten Frühjahr. Auch die Samen der Gladiolen, Georginen, Cannas, sogar des Weichens sind des Sammelns wert. Doch ist bei allen Samen darauf zu sehen, daß sie von recht kräftigen Pflanzen genommen werden, die ehemals voll und schön geblüht haben. Solche Eigenschaften vererben sich.

Einen prächtigen Anblick gewähren die mit lebhaft gefärbten Früchten behangenen Gewächse. Im Gemüsegarten allen voran die glänzend roten Tomaten, welche im deutschen Haushalte zu Saucen und zum Einmachen immer mehr Verwendung finden und die am besten vertreten sind in der Sorte „König Humbert“. Ihnen nahe stehen die Pfeffer, welche nur in sehr warmem, humolem Boden ihre Früchte zeitigen. Um zwei neue Sorten, den Pfeffer Cellfial und den bouquetständigen roten Zwergpfeffer, hat Heinemann in Erfurt dieses Gemüse bereichert.

Als Neuheit für Mittel- und Süddeutschland erwähnenswert sind auch die rotbunt gefärbten Bohnen: „Weichschälte“ genannt, weil ihre Schalen selbst bei fast vollständig eingetretener Fruchtzeit noch nicht zähe und also noch genießbar sind. In Holland und Ostfriesland ist diese Bohne seit langem bekannt, sie wird an der friesischen Küste, wenn die Schalen sich bunt färben, abgenommen, auf Bindfäden gezogen, um im Winter neben den eingemachten Bohnen noch ein weiteres wohlschmeckendes Bohnengericht zu haben.

In unseren Obstgärten giebt's der rotbackigen Äpfel leider nur wenige. Völlig sind aber wieder wie alljährlich die Ebereschen, die eigentlich weniger zu den genießbaren Früchten gezählt werden, aber doch zur Weinbereitung — es giebt daraus einen herben Wein — und zum Einmachen, wie Preiselbeeren, sehr gut verwendbar sind. In Oesterreich hat man neben der gewöhnlichen Eberesche im tiefen Waldesdunkel noch eine Abart, die süße Eberesche, gefunden, welche dort stark vermehrt und verbreitet wird, auch in Deutschland schon Eingang gefunden hat, weil die Früchte denen der Preiselbeeren sehr ähneln sollen.

Daß übrigens nicht alles Gold, was glänzt, das sehen wir an den Rosenblättern, an denen hin und wieder sich auf der Oberseite auch rote Farben zeigen, kleine Flecke, Rostflecke; verderbenbringend für Blüte und Blatt, wenn nicht sämtliche rotspitzige Blätter abgeschnitten, gesammelt und verbrannt werden. Daneben müssen die Stöcke mit einer Mischung aus Kupfervitriol und Kalk, der sogenannten Bouillon Bordelaise, überspritzt werden. Diese Brühe von Bordeaux (in 100 Liter Wasser 2 Kilo Kupfervitriol und 2 Kilo Kalk) gewinnt für unsere Kulturen immer mehr an Bedeutung und findet immer reichere Anwendung bei den verschiedensten Pflanzkrankheiten, besonders aber gegen den falschen Mehltau des Weines. Ein besonderer, sehr sinnig konstruierter Apparat, eine auf dem Rücken transportable Spritze nebst Stoffbehälter dient zum leichteren Ueberstreichen größerer Flächen.

Die Preisverzeichnisse der Zwiebelzüchter und Händler mahnen daran, daß es Zeit wird, den Bedarf an Zwiebeln für die spätere Treiberei und für das Freie zu beschaffen. Harlemer und Berliner Zwiebeln bieten einander Konkurrenz. Zwischen beiden besteht kein wesentlicher Unterschied. Zur Frühreiberei nur sind die Berliner Zwiebeln vorzuziehen, weil sie sich leichter treiben lassen. Alle Treibzwiebeln sind auf jeden Fall im September einzupflanzen und dann mit ihren Köpfen in Erde oder Sand zu vergraben, damit sie sich einwurzeln und kräftigen Drieb machen. Neu zum Treiben sind die kleinen Trutziwiewel, die zu 8—10 in einen kleinen Topf gesteckt werden und im kalten Zimmer am Fenster allmählich sich entwickeln sollen. Ihre Blüten sind weiß und gelb, dabei äußerst wohlriechend. Maiblume vom Kap der guten Hoffnung heißt auch die Pflanze.

Eine ganze Serie neuer Zwiebelarten, die allerdings mehr zum Schmuck des Gartens und zur Topfkultur, weniger zur Treiberei dienen, hat die Firma Damman und Co., San Giovanni bei Neapel, in den Handel gebracht. Eine dunkelblau blühende Gladiole, Gl. atroviolaceus, dann eine schwarzpurpurne Fritillaria, I. atropurpurea, eine kleine, sich zu Felsenpartien eignende Fritillaria, müssen schon im Herbst gepflanzt werden; auf die anderen kommen wir später zurück.

Das Umliegen der Lilienzwiebeln im Garten, oder das Einpflanzen neuer, das Setzen von Perlzwiebeln, Ausfüllen von Delphinium, Campanula, Clematis u. s. w. in kalte Kästen, bilden wackere Arbeiten des Herbstes. R. Betten.

Allerlei fürs Haus.

Appetitregende Mittel. Nach vielbreiteter Meinung wird den Spirituosen, kurz vor Tisch genossen, eine die Gslust erregende und die Absonderung des Magenjaftes befördernde Eigenschaft zugeschrieben. Besonders in nordischen Ländern glaubt man, daß ein Schnäpsschen, ein Cognac, Absinth oder auch ein vom Liqueurfabrikanten besonders für diesen Zweck komponierter und empfohlener Bitterer notwendig vor Tisch genossen werden müsse, damit man ohne Schaden die Freude der Tafel verlängern könne. Vor kurzem hat nun ein bedeutender russischer Arzt eine Reihe von Untersuchungen angestellt, um zu ermitteln, wieviel Wahres diesem Glauben anhängt. Seine Versuche haben ergeben, daß alle diese angeblich appetitregenden Mittel, vor Tisch genossen, der Verdauung der Speisen eher hinderlich sind, als sie befördern. Dagegen haben die Versuche jenes Arztes die alte Erfahrung nur bestätigen können, das ein unmittelbar nach der Mahlzeit genossenes Glaschen solcher Spirituosen, besonders nach fetten Speisen, fördernd auf die Verdauung wirke. Damit ist zwar das „petit verre“ gerettet, besser aber ist es, desselben überhaupt nicht zu bedürfen und sich nicht durch gewohnheitsmäßigen Genuß des Schnäpsschens nach Tisch zum Sklaven desselben zu machen. Die Schädlichkeit des Genußes geistiger Getränke vor Tisch gilt aber ganz besonders für den „Frühshoppen“, der in neuerer Zeit leider zu einer weitverbreiteten Gewohnheit geworden ist. Durch den Genuß des Frühshoppens werden die Magenjaft stark verdünnt und damit ihre verdauende Kraft bedeutend abgeschwächt.

Das Salzen der Butter. Während man früher allgemein glaubte und auch jetzt noch vielfach der Ansicht ist, die Butter halte sich um so länger, je stärker man sie salze, haben neuere Erfahrungen bewiesen, daß dies über eine bestimmte Grenze hinaus durchaus nicht richtig ist. Für Butter, welche an sich gut und haltbar ist, genügt

es vollkommen, um sie auf längere Zeit hinaus zu konservieren, wenn man ihr 4 bis 5 Prozent ihres Gewichtes an gutem Buttersalze einsetzt. Das allmähliche Vorschreiten der Zersetzung von Butter, welche an sich schlecht ist, wird auch durch die Gegenwart von viel Salz nicht aufgehoben. Beachtenswert ist ferner, daß zu viel Salz in der Butter feinere Unterschiede im Geschmack überhaupt nicht mehr zur Geltung kommen läßt. Zu viel Salz bildet demnach nur einen unnötigen Ballast für die Butter. Im Gegenteil ist dies ein Zeichen dafür, daß die Butter aus gewinnjüchtiger Absicht, um das Gewicht zu vermehren, damit verjast ist. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß gute präservierte Butter unverfälscht, d. h. frei von fremden Fetten sein muß und daß sie außer Kochsalz und vielleicht auch etwas Zucker anderweitige konservierende Zusätze, wie Salicylsäure, Bor säure, Metaphosphorsäure, Alaun, Salpeter zc. nicht enthalten darf. Derartige Zusätze beeinträchtigen entweder den Geschmack der Butter oder sind mindestens völlig überflüssig, indem gute Butter, bei alleinigem Zusatz von Kochsalz in der angegebenen Menge, allen Anforderungen, die an ihre Haltbarkeit gestellt werden dürfen, erfahrungsgemäß vollkommen genügt. Auch auf das „Altschmecken“ der Butter ist der Salzgehalt ohne Einfluß. Selbst die beste und feinste, unter Luftabluß aufbewahrte Butter verliert mit der Zeit merklich an Feinheit des Geruchs und Geschmacks, sie wird „altschmeckend“. Dieser „alte“ Geschmack stellt sich bald früher, bald später ein, erhält sich oft sehr lange fast unverändert, um sich erst nach verhältnismäßig sehr langer Zeit in bedenklichem Grade zu steigern. In Butter, welche von Anfang an weniger gut war, stellt sich dieser alte Geschmack und in weiterer Folge eine hochgradige Zersetzung entsprechend rascher ein.

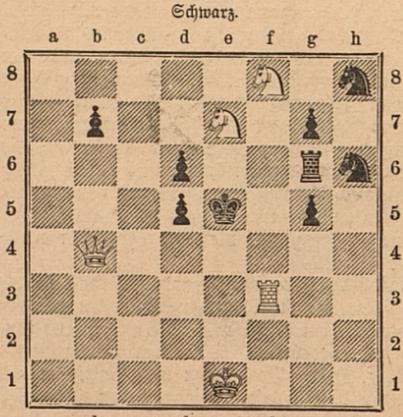
Fruchtzucker als Ersatz für Honig. Zu den vielfachen Verwendungsarten des Fruchtzuckers, die wir auf Seite 352 des Bazar's berührten, kommt noch eine neue, die namentlich für die Feinbäckerei von der größten Bedeutung ist. Für die Herstellung süßer feiner Backwaren wurde bisher fast ausnahmsweise Honig verwendet, aus dem einfachen Grunde, weil er den am leichtesten zersetzbaren Zucker enthält, den man kannte. Gewöhnlicher Rohrzucker verändert sich nämlich erst bei einer Temperatur weit über 160° C., während Honig schon bei 60° C. diejenigen gasförmigen Produkte liefert, welche zur Erzielung eines losen Gebäckes durchaus erforderlich sind. Die Surrogate, welche den Honig ersetzen sollten, kamen in ihrer Wirksamkeit diesem nie gleich, und doch hätte man einzelne Backwaren gern ohne den zuweilen störenden Honiggeschmack dargestellt. Diese Forderung zu erfüllen, ist man jetzt mit Hilfe des Fruchtzuckers imstande, denn Fruchtzucker kommt dem Honig an Wirksamkeit gleich, ermangelt aber des Honigaromas. Auch aus finanziellen Rücksichten ist in der Feinbäckerei der Fruchtzucker dem Honig vorzuziehen, da der erstere bei seiner fabrikmäßigen Darstellung sich bei weitem billiger stellt als letzterer. Zur Herstellung der eigentlichen „Honigtuchen“ hat man nur nötig, dem Fruchtzucker den aromagebenden Honig zuzusetzen, um ein Gebäck, das dem nur mit Hilfe von Honig dargestellten vollkommen gleichwertig ist, zu erzielen.

Schach.

Aufgabe Nr. 274.

Von W. Cleave.

Erster Preis in einem der letzten englischen Problemturniere.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 272 Seite 320.

- 1. T d 4 — f 4. Schwarz.
- 1. K e 5 u. f 4 ♠. Weiß.
- 2. T d 6 — d 4 matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 273 Seite 340.

- 1. S c 5 — e 4. Schwarz.
- 1. Beliebig. Weiß.
- 2. D. T. oder S. matt.

Rebus.

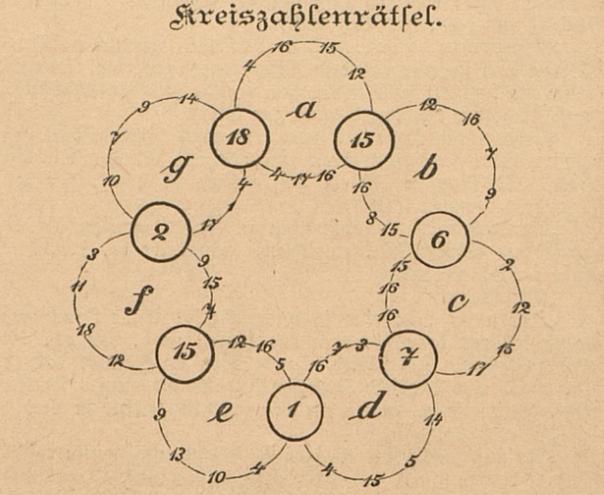


Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 122 Seite 320.
Die Dame hatte 157 Goldstücke erhalten. — Gleichmäßig in 11 Reihen gelegt, konnten nur 154, in 19 Reihen aber nur 152 Platz finden.

Auflösung der vierstübigen Charade Seite 340.
Finsteraarhorn.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 123.

Die bejahrten Diakonissinen.
Einem ausländischen Arzte, der einen Rundgang durch deutsche Heilanstalten machte, wurden in einer derselben von dem leitenden Arzte zwei hochbejahrte Schwestern vorgestellt, welche dort seit vielen Jahren als Diakonissinen ihres Amtes walteten.
Zu dem Schwesternpaar gewandt, bemerkte der Besucher scherzhaft: „Die beiden Damen mögen zusammen wohl schon mehr als 100 Jahre alt sein?“
„Nicht ganz richtig,“ erwiderte die ältere. „Denn der siebente Teil der Lebensjahre meiner Schwester zu den meinigen gezählt, ergibt gerade 100. Ein Achtel meiner Lebensjahre müßte jedoch um 5 vermehrt werden, wenn diese Gesamtzahl, zu den Lebensjahren meiner Schwester hinzugefügt, wiederum 100 betragen soll!“
Wie alt war jede der beiden Schwestern?



Diese Figur besteht aus sieben sich berührenden Kreisen. Ueber die Berührungspunkte sind kleinere Kreise gelegt. Werden nun statt der Zahlen die richtigen Buchstaben gesetzt, so entsteht in jedem Kreise ein neunstelliges Wort, dessen Anfangsbuchstabe im vorderen kleinen Kreise steht. Demnach ist im ersten Kreise der Anfangsbuchstabe 18, im zweiten 15 u. s. w.
Die einzelnen Wörter nennen: a) eine bekannte moderne Operette, b) eine Kirchenstraße, c) einen italienischen Opernkomponisten, d) einen berühmten Berräter des Altertums, e) einen berühmten Bau des Altertums, f) ein kleines Tier, g) einen bayerischen Regierungskreis.
Ist alles richtig gefunden, so erscheint in den kleinen Kreisen der Name eines hervorragenden Musikwerkes. R. L.

Korrespondenz.

Die geehrten Einsender, welche dem „Bazar“ Handarbeiten zur Veröffentlichung anbieten, bitten wir im beiderseitigen Interesse, bei jedem einzelnen Gegenstande anzugeben, ob derselbe käuflich oder leihweise angeboten und welcher Preis als Kauf- oder als Leihonorar gefordert wird. Die allseitige Beachtung dieser Bitte wird uns viele unnötige und zeitraubende Verhandlungen mit den geehrten Mitarbeiterinnen ersparen. Die Redaktion.

Gaushalt und Küche. Fr. S. in B. Die aus Amerika zu uns herüberkommenen getrockneten Apfelscheiben, welche sich durch schöne Weiße auszeichnen, sind durch ihren Gehalt an Zinksalzen giftig, und es ist daher auch von der Gesundheitspolizei vor dem Genuß derselben gewarnt worden. Das Zink ist keinesfalls absichtlich in die Apfelscheiben gebracht, sondern rührt höchst wahrscheinlich davon her, daß die Drahtbürden, auf welchen man die Scheiben trocknet, oder die Schneideapparate, mit denen die Äpfel zerkleinert werden, verzinnt sind, statt daß sie verzinkt werden. Die Säure der Äpfel greift aber Zink stark an und löst es auf.
Fr. I. in C. Das von uns erwähnte Schriftchen von Fr. Meinert: „Wie nährt man sich gut und billig“ ist Eigentum der „Concordia“, Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter, Matrosen, und von demselben in Massen zu beziehen. Außerdem ist die Schrift durch die Firma S. Mittler und Sohn, Berlin, Kochstraße 68—70 zu erhalten.

R. H. Es ist nicht ratsam, sich des lästigsten Ungeziefers, der Ratten, durch Auslegen von Arsenitpillen oder Phosphorathwerge zu erwehren, da diese Gifte auch anderen Tieren wie dem Menschen verderblich sind, und durch Verschleppen und andere böse Zufälle gefährlich werden können. Wir haben aber in der Meerzwiebel ein Gift, welches nur den Ratten schädlich ist. Katzen, Hunden und anderen Haustieren nicht. Man bereite das Gift wie folgt. Die in Apotheken und Droguenhandlungen käuflichen Meerzwiebeln werden möglichst fein gehackt, dann mit etwas ebenfalls zerkleinertem Wurst (Fleisch oder Leberwurst), sowie mit Mehl zum Teige verarbeitet. Diese Masse wird ganz wie ein Pfannentuchen gebacken, darauf noch dünn mit Zucker überzogen und alsdann den Ratten ausgelegt. Diese fressen heißhungrig das verführerische Gebäck und sterben sehr bald.

Dr. N. Sie irren, wenn Sie glauben, daß es nur eine Art von Spargel gebe. Man unterscheidet von Spargelarten 1) den gewöhnlichen Spargel, der auch als holländischer, englischer, Ulmer, Darmstädter, Braunschweiger, Erfurter oder Harburger Riesenspargel in den Handel kommt. 2) den frühtreibenden, 3) den spätreibenden Spargel von Argenteuil, 4) den amerikanischen Riesenspargel, und endlich 5) den gelben Burgunderspargel, mit Stengeln von zart gelber Farbe. — Unser Goldregen (Cytisus Laburnum) ist in allen seinen Teilen giftig. Noch vor nicht langer Zeit ist es vorgekommen, daß die Goldregenblüte mit der harmlosen Maizienblüte verwechselt wurde, und ein Thee, aus ersterer bereitet, zu einer schweren Vergiftung Veranlassung wurde.

Mit dieser Nummer schließt das III. Quartal.
Unsere verehrten Post-Abonnenten bitten wir, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im September zu bewirken, damit in der weiteren Zufassung keine Unterbrechung eintritt.
Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Post aufhört zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird.
Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an zum Abonnementspreise von **vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.** (in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. egl. Stempel).
Die Administration des „Bazar“.